Sammlung

William Russell's

Kriegstagebuch

mit Genehmigung des Verfassers

bearbeitet

von

Max Schlesinger.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1874.

Einleitung.

Seit dem Krimkriege ist William Russell als Kriegsberichterstatter eine Berühmtheit nicht nur in England, sondern auch in Deutschland und Amerika geworden. Er verdient es. Denn treu und anschaulich waren jederzeit seine Schilderungen dessen, was er auf den Feldlagern miterlebte, gleichviel ob er blutige Schlachten oder lustige Bivouacs zu beschreiben hatte. Gewissenhaftigkeit gebot sich ihm, als dem Correspondenten des einflußreichsten Blattes der Welt, von selber und vor Trockenheit schützt ihn die humoristische Ader seines irischen Vaterlandes. Da er überdies, wie vielleicht kein anderer Zeitungs-Correspondent, den Vortheil genoß, von hohen, höchsten und allerhöchsten Personen im Feldlager freundlich aufgenommen, beachtet und unterrichtet zu werden, besitzen seine Aufzeichnungen einen bleibenden Werth.

Unter dem Titel My Diary during the Last Great War veröffentlichte er eben bei Routledge & Sons seine Tagebuch-Notizen aus der bewegten Zeit, die er während des denkwürdigen Kriegsjahres im Hauptquartiere des deutschen Kronprinzen als Berichterstatter der Times miterlebte. Daß sie an Ort und Stelle aufs Papier geworfen wurden, verleiht ihnen erhöhten Reiz, und ich

glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß trotz all dem Vielen und Vortrefflichen, das über den glorreichen Krieg veröffentlicht wurde, sein Buch dennoch einen großen Leserkreis finden wird.

Mehrfache Uebersetzungs-Anerbietungen, die dem Verfasser aus Deutschland gemacht wurden, glaubte er aus Bescheidenheit ablehnen zu müssen. Dazu, meinte er, sei das nahezu 600 Seiten umfassende Buch zu lang und breit und unbedeutend. Mir jedoch gestattete er freundschaftlich, es für Deutschland nach eigenem Ermessen und Belieben zu bearbeiten und auszuziehen. Ich that dies zum größeren Theile für die Kölnische Zeitung. Da aber die gelieferten Proben in Deutschland lebhaften Anklang fanden, sehe ich mich, vielfachen Aufforderungen Folge leistend, veranlaßt, sie zu vervollständigen und, mit freundlicher Genehmigung des Verfassers, in Form eines bescheidenen Büchleins zu veröffentlichen.

Die einzige Bedingung, die Russell mir stellte, war die, daß ich ihn öffentlich absolviren möchte von den vielen „Pickelhaubs", „Trinkgeltern", „Keüdalls" und sonstigen Druckfehlern, die sich ohne seine Schuld in das Original eingeschlichen haben. Ich erfülle diese Bedingung, indem ich ihm hiermit feierlichst die gewünschte Absolution ertheile und auch von Anderen erbitte.

London, im December 1873.

M. S.

Inhaltsverzeichniß.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Achtes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Elftes Capitel.

Zwölftes Capitel.

Erstes Capitel.

(Wie Russell als Kriegsberichterstatter in das deutsche Lager kam. Abfahrt von London nach Berlin. Besuch daselbst beim englischen Gesandten. Des Letzteren Ansichten über den bevorstehenden Krieg. Audienz bei der Kronprinzessin in Potsdam. Ihre Aeußerungen. Schilderung eines Besuches beim Grafen Bismarck und eines königl. Tauffestes in Potsdam. Anwerbung eines englischen Reitknechts und sonstiger Behelfe für den Feldzug. Weiser Fingerzeig eines Landkartenhändlers. Die langersehnte Legitimation trifft ein.)

Dr. Russell verspürte anfangs wenig Lust in sich, das Tintenfaß noch einmal umzuschnallen, um als Berichterstatter in den Krieg zu ziehen. Am allerwenigsten schien es ihn in das preußische Lager gezogen zu haben, von dessen strenger Disciplin er gewiß mancherlei für Zeitungs-Correspondenten unliebsame Geschichten erfahren haben mochte. Er hatte früher bei den Oesterreichern in Böhmen gestanden, hatte im Krimfeldzuge viele freundschaftliche Beziehungen mit französischen Officieren angeknüpft, und nun sollte er in das Lager derjenigen, die gegen letztere den Kampf aufnahmen! Aber nachdem er

der Times sein Wort gegeben, blieb ihm keine andere Wahl. Die kaiserlich französische Regierung verbat sich nämlich jedweden Berichterstatter und gegen die Sendung des rühmlichst bekannten Capitäns Hozier, der im Jahre 1866 die Times im preußischen Hauptquartier vertrat, erhob das englische Kriegs-Ministerium unüberwindliche Einsprache. Der Kriegs-Minister Cardwell, richtiger vielleicht der Minister des Auswärtigen, Lord Granville, wollte keinem Militär im activen Dienst weiter die Erlaubniß geben, Berichterstatterdienste für ein Blatt zu leisten, und da Capitän Hozier dadurch für die Times unmöglich wurde, mußte Russell daran. Er that es mit eingestandenem Widerstreben und hatte nachher obendrein das Leidwesen, ein paar kleine Wetten bezahlen zu müssen, die er zu Gunsten der ersten von den Franzosen zu gewinnenden Schlachten mit mehreren Londoner Clubfreunden eingegangen hatte.

Geraume Zeit war es zweifelhaft, ob auch im deutschen Lager fremde Berichterstatter zugelassen werden würden, bis endlich am letzten Tage der zweiten Juliwoche aus Berlin die Meldung eintraf, daß Russell bereitwillig aufgenommen werden würde. Sofort machte er sich auf den Weg. Die Reise nach Berlin war zwar anregend, aber nicht in allen Theilen die behaglichste. Auf dem Dampfer nach Ostende — so schreibt er in

seinem Tagebuch vom 19. Juli — war der Enthusiasmus der auf ihm heimziehenden Deutschen beinahe so zudringlich wie die Seekrankheit. Man sprach von nichts als vom Krieg. Ein speculativer Geist machte die Ueberfahrt auf dem ersten Platze mit, blos um den Passagieren Revolver zu verkaufen. In Brüssel und den übrigen belgischen Stationen waren die Bahnhöfe voll von Belgiern in herrlichen Uniformen, die sämmtlich gehoben waren durch die Aussicht auf einen Krieg, dem sie in Parade-Stellung behäbig zusehen konnten. In Köln sah es schon ernster aus; der Bahnhof mit Zügen angefüllt; Soldaten überall; die Königin Augusta eben auf dem Wege von Coblenz nach Berlin erwartet. Die Begeisterung, mit der sie empfangen wurde, zeugte für das Feuer, das hinter dem kalten deutschen Aeußern glüht. Die englische Elisabeth wurde bei der Musterung in Tilbury nicht lebhafter empfangen, als Königin Augusta auf dem Kölner Bahnhof. Auf demselben Zuge mit ihr fuhr Russell um Mitternacht gen Berlin, die Königin aber stieg schon in Potsdam aus, woselbst der König mit geringem Gefolge ihrer wartete.

Die Schwierigkeiten der Campagne für Dr. Russell unterschieden sich von denen der übrigen, die in den Krieg zogen, dadurch, daß sie schon in Berlin ihren Anfang nahmen. Da sie charakteristisch für den Mann und die

herrschenden Zustände sind, wollen wir ihn sie selber nach seinen Tagebuch-Notizen erzählen lassen.

22. Juli. Um Mittag, bald nach meiner Ankunft, schickte ich nach dem Palais, um anzufragen, wann ich meine Einführungsbriefe daselbst übergeben könne. Die Antwort lautete dahin, daß ich noch am selben Nachmittag in Potsdam erwartet werde. Die freie Zeit benutzten wir, um unserem Gesandten Lord Augustus Loftus unsere Aufwartung zu machen. Wir, d. h. L. G. (Lord Ronald Grosvenor, der den Feldzug als Zuschauer mitmachen wollte) und meine Wenigkeit. Die Lage des Gesandten einer neutralen Macht am Vorabend eines Krieges ist keine beneidenswerthe. Lord Augustus hatte in diesem Augenblicke mit Kohlen und Correspondenten seine schwere Noth. Letztere waren in hohen Kreisen nie beliebt, und gegen den Verkauf ersterer an französische Kriegsschiffe hatte Graf Bismarck sehr energische Vorstellungen gemacht. Unser Gesandter sprach sich recht offen gegen mich aus. Er glaubte schon damals an den Sieg der Deutschen, an die Schlagfertigkeit und Einigkeit von ganz Deutschland gegen den französischen Feind. Nebenbei versicherte er mir, daß, wenn auch sonst vielleicht kein anderer Berichterstatter, ich für meine Person ganz gewiß die Erlaubniß erhalten würde, das Heer zu begleiten.

Mit dem 2=Uhr=Nachmittagszuge fuhren wir nach Potsdam und vom dortigen Bahnhof in das Neue Palais. Todtenstille herrschte in dem weiten Gebäude, der Kronprinz war nach Berlin gefahren und Graf Seckendorf, der uns empfing, hielt uns anfangs für englische Pferdehändler. Als wir ihm unser Anliegen mitgetheilt, bat er uns, in seiner Stube zu warten, aber schon wenige Secunden später wurden wir zur Kronprinzessin beschieden. Sie war sehr gnädig und sprach in der rührendsten Weise vom bevorstehenden Kriege, voll Zartheit für den Feind, voll Liebe für das eigene Volk. Während sie sich mit Unwillen über die Urheber des Krieges äußerte, nannte sie zwei oder drei Namen — darunter Mac Mahon und de Failly — mit wohlwollenden Worten, sprach auch von ihrer letzten Pariser Reise und dem Empfang, den Kaiser Napoleon und Kaiserin Eugenie ihr bereitet hatten. Mit Thränen in den Augen wies sie auf die Leiden hin, die Tausenden harmloser Deutschen bevorständen. „Und die arme Pfalz," so fügte sie hinzu, „die arme Pfalz, die wird wie früher verwüstet werden. Wir waren nicht gerüstet, sie haben uns überrumpelt, aber wir kämpfen für eine gute Sache, und Gott wird nicht erlauben, daß die frevelhaften Urheber dieses Streites über uns triumphiren. Wir hatten nicht einen einzigen General in Berlin, als die Kriegserklärung eintraf. Wir

stehen inmitten der Erntezeit. Dieser Krieg ist in jeder Beziehung eine Fülle des Unglücks für unser armes Volk, aber ich fühle keine Angst für den Ausgang". Dies und noch Aehnliches sprach sie in eigenthümlich wehmüthigem Tone. Mittlerweile waren ihre beiden Knaben mit dem Hofmeister hinzugetreten.

Um 6 Uhr speisten wir bei Lord Augustus Loftus, und als ich nach dem Diner in das Hotel du Nord zurückkehrte, das von Officieren vollgepfropft war wie eine Caserne, fand ich eine Botschaft vom Grafen Bismarck, daß er mich zu sehen wünsche und morgen empfangen wolle. Die freien Stunden des andern Tages wurden auf den Einkauf von Wagen und Pferden verwendet, die selbst zu unmäßig hohen Preisen dazumal in Berlin schwer aufzutreiben waren. Um 2 Uhr meldete ich mich beim Grafen Bismarck und wenige Minuten später stand ich vor dem Schrecklichen. Bei meinem Eintritt saß er vor einem mit Papieren bedeckten Tisch und feine Düfte in der Stube verriethen mir, daß der große Mann auch Kenner einer guten Cigarre sei. Er erhob sich von seinem Stuhle, grüßte mich mit ausgestreckter Hand und bezaubernder Liebenswürdigkeit. „Vor Allem das Geschäft," sagte er. „Sie sollen gehen. Ich meinerseits besitze zwar nicht die Macht, Ihnen die Erlaubniß zu verabfolgen, das ist des Kriegs-Ministers Sache, und wir haben

im Allgemeinen Zeitungs-Berichterstattern den Zutritt zu unserem Heere verboten. Sie aber sollen eine Ausnahme sein, sollen in kurzer Zeit Ihre Legitimationen empfangen."

Nach dieser Mittheilung nahm sich der Graf noch über eine Stunde Zeit, mir die Lage und seine Ansicht über Frankreich, Franzosen, französische Staatsmänner und den Kaiser auseinanderzusetzen, auch einen Rückblick zu werfen auf die Geschichte französischer Einmischungen in deutsche Angelegenheiten sowohl, wie auf seine eigene Politik bei seinen Begegnungen mit Kaiser Napoleon. Die Offenheit, mit der er sich über die wichtigsten Dinge aussprach, war charakteristisch für den Mann, setzte mich aber etwas in Verlegenheit. Sein Englisch ist ausgezeichnet. Hier und da bedient er sich wohl eines ungewöhnlichen, aber logisch doch immer correcten Wortes. Die Zeit ist zu nahe, als daß ich mir erlauben dürfte, alle seine Aeußerungen zu wiederholen, obwohl er lange danach gegen mich bemerkte, daß ich aus allen seinen Mittheilungen kein Geheimniß zu machen brauche. Auf Luxemburg anspielend, machte er eine für mich überraschende Bemerkung. „Damals" — so sagte er — „hätten die Franzosen, wenn sie nicht so thöricht gewesen wären, Luxemburg kriegen können, denn ich bin überzeugt, daß Deutschland deshalb nicht von mir verlangt

hätte, Krieg anzufangen. Wie Ihr Shakespeare von Kent sagt: ,Gens male sana in patria sana' — oder irgend ein ähnliches Citat, welches ich nicht verstanden habe."

An einem der nächstfolgenden Tage folgte Russell einer zweiten Einladung nach Potsdam. Sie galt keinem kriegerischen, sondern einem höchst friedlichen Zwecke, nämlich dem Taufacte der jüngstgeborenen Tochter des kronprinzlichen Paares. Dort sah er den alten Wrangel, Blücher, Moltke, Roon und andere berühmte Häupter, deren Namen an Königgrätz und ältere Schlachtfelder erinnerten. Prinz Friedrich Karl hielt sich meist abseits vom Gedränge in einer Fensternische, und Bismarck bemerkte gegen Russell blos im Vorübergehen, daß seine Legitimation am nächsten Tage bereit sein werde. „Eine Taufe," fügte er hinzu, „sieht sich in solchen Zeiten sonderbar an, aber Kinder müssen geboren werden und Leute müssen sterben." Auch der Kronprinz sprach Russell an und theilte ihm mit, daß sämmtliche Truppen rasch auf den ihnen angewiesenen Stationen anlangten, er selber jeden Augenblick den Befehl zum Ausrücken erwarte. Der König kam später, und auf ihn sowie auf Bismarck waren, wie immer, Aller Blicke geheftet. Letzterer lachte und schwatzte so heiter, als ob der angehende Krieg keinen Schatten von Sorge in ihm heraufbeschworen hätte. Der König dagegen schien von der Schwere des bevorstehenden

Kampfes erfüllt zu sein. Auch das Dejeuner, welches nach dem Taufact im Marmorsaal servirt ward, trug das Gepräge ernster Stimmung an sich. Es wurde nur eine Gesundheit, die des Königs, ausgebracht, worauf sämmtliche Gäste seiner Majestät in den Empfangssalon folgten. Dort hatte Russell die Ehre, durch Lord Augustus Loftus vorgestellt zu werden. Der König bemerkte gegen ihn, daß die öffentliche Meinung in diesen Tagen sehr mächtig und er erfreut sei, ihn hier als Gesandten dieser Macht zu erblicken. Darauf wiederholte der König beinahe wortgetreu seine Proclamation Betreffs der Gerechtigkeit seiner Sache, der Reinheit seines Gewissens in diesem Kampfe und seiner Zuversicht in Gott, der Alles zur gerechten Entscheidung bringen werde.

Um halb Fünf war die ganze Gesellschaft wieder in Berlin zurück und Russell hatte das zweifelhafte Glück, einen zerlumpten englischen Jockey fraglicher Gestalt für 45 Thaler monatlich zu engagiren, der ihm später zwar manchen guten Dienst leistete, oft aber auch größere Vorliebe für die Pflege des eigenen Leibes, als die der Pferde seines Herrn an den Tag legte. Den Rest des Tages benutzte er zum Ankauf von Sattelzeugen und sonstigem Reisebedarf. Als er unter Anderem auch Karten der Pfalz und der an sie grenzenden Gebiete kaufen wollte, war er nicht wenig erstaunt, als der Ladenbesitzer ihn

bei Seite rief, um ihm den Rath zu ertheilen, daß er sich doch auch ein oder zwei Kärtchen der französischen Ostdepartements anschaffen sollte. Denn schon hätten sich viele Officiere mit diesen vorgesehen und auch das Kriegsdepartement lasse französische Karten mit möglichster Schnelligkeit lithographiren. Darüber gingen Herrn Russell einigermaßen die Augen auf, und eins zum mindesten wurde ihm klar, daß das preußische Officiercorps die Hoffnung eines raschen Vorstoßes in das Herz des Feindes durchaus noch nicht aufgegeben habe.

Am Abend kam Legationsrath v. Keudell, um im Namen des Grafen Bismarck Herrn Russell die Mittheilung zu machen, daß seine Legitimation in kurzer Zeit bereit sein würde. Am 29. war der langersehnte, von General von Roon gezeichnete Schatz wirklich in seinen Händen. Am 31. hatte er noch bei der Königin Audienz, welche sehr liebenswürdig, aber voll Schmerz und Sorge um den Krieg war, und am 1. August zog er mitsammt seinen Gefährten, Lord Ronald und dem zweiten Times-Correspondenten, dem später bei Beaumont gefallenen Oberstlieutenant Pemberton, welche mittlerweile ebenfalls Pässe erhalten hatten, aus Berlin hinaus dem Rheine zu. Der König hatte schon am Abend des vorhergehenden Tages seine Hauptstadt verlassen, um sich in das Feldlager zu begeben.

Zweites Capitel.

(Die Feld=Equipage Russell's. Bagagewagen mit ölfarbener Ziege. Vor= und Nachtheile dieses Wappenthieres. Von Berlin bis Mainz. Die Begeisterung und die belegten Brödchen des deutschen Volkes. Mehrtägige Jagd nach dem kronprinzlichen Hauptquartier. Russell erreicht es endlich und verliert die Schlacht von Wörth. Nachwehen der letzteren. Französische Bestürzung. Aeußerungen des Kronprinzen über den Sieg von Wörth. Bemerkungen des Generals v. Blumenthal über die Schlacht und über deren nächste Folgen. Die Tafelrunde des Kronprinzen. Zwei französische Journalisten gefangen.)

Die Feld=Equipage Russell's sei allen fahrenden Zeitungs=Correspondenten, resp. den deutschen Redactionen, von denen sie ausgesandt werden, auf das dringlichste zur Nachahmung empfohlen. Freund Russell führte nebst dem erwähnten englischen Jockey, den er in Berlin aufgetrieben hatte, noch einen sprachgewandten Luxemburger Kammerdiener, zwei Reitpferde und einen Bagagekarren mit dazugehörigem Gaul ins Feld. Besagter Karren folgte den Equipagen des Kronprinzen und seiner fürstlichen Umgebung getreulich über Wörth hinaus bis vor

die Thore von Paris und bildete vielleicht das eigenthümlichste Fuhrwerk der ganzen Karawane. Ein dienstfertiges Berliner Genie hatte nämlich mit Oelfarbe eine große Ziege (aus dem Wappen der Russells) auf des Karrens Seite gemalt, darunter die Worte: „Doctor Russell, Hauptquartier.“ Dank diesem Thierstück vermochte der Eigenthümer des Fuhrwerks es zwar später oft im dichtesten Wagengetümmel herauszufinden, aber andererseits zog ihm die ölfarbene Ziege mit dem Doctor unter ihr doch endlose Scherze zu. Lustige Soldaten auf dem Marsche wollten sie als das Aushängeschild eines Quacksalberkarrens erkennen und forderten vom Insassen Arzneien für alle erdenklichen Gebrechen; andere wieder versicherten, das sei der Ziegenbock, den Jehova dem Erzvater Abraham untergeschoben; und wieder andere begrüßten das Gemälde mit Bocksreminiscenzen aus Faust und sonstigen classischen Werken. Da die Ziege aber, wie bemerkt, doch Gutes leistete und Oelfarbe sich nicht so leicht wegwischen läßt wie Kreide, blieb sie, wo der Berliner Künstler sie hingemalt hatte.

Von Berlin bis Mainz ging die Reise ohne Hinderniß von Statten. Auf der Fahrt durch Hannover bemerkte Russell, daß sein mit Gendarmerie vollgesteckter Zug lange nicht so begeistert wie auf den preußischen Stationen begrüßt wurde. In Minden notirt er in

sein Tagebuch: „Was sind diese Deutschen vorsichtig! Arbeiten sie doch an den Werken, als ob diesen eine Belagerung bevorstünde.“ Und in Hamm notirt er: „Wie diese Soldaten all' die Hurrahs, Würste, Biere und belegten Brödchen bis an das Ende ihres Lebens verdauen werden, ist für mich ein Räthsel.“ Elberfeld! Düsseldorf! Köln! Bonn! Bingen! Lang ist der Weg, aber wunderbar die Begeisterung des deutschen Volkes und wunderbarer noch die Masse belegter Brödchen, die es verzehrt.

In Mainz begannen die Schwierigkeiten. Kein Mensch wußte dort mit Bestimmtheit das Hauptquartier des Kronprinzen anzugeben, bei dem allein Russell accreditirt war; lange, mühsalsschwere Tage vergingen, bis er es erreichte, und als ihm das gelang, wurde eben die Schlacht von Wörth geschlagen, ohne daß er sie hätte mit ansehen können. Wörth ist für die Deutschen gewonnen, für mich aber ist es verloren! so ruft er in komischer Verzweiflung. Doch besser, wir citiren Einiges von dem, was er selbst über diese seine Jagd nach des Kronprinzen Hauptquartier erzählt, denn es zaubert uns ein Stück Leben aus jener Zeit vor das Auge.

3. August . . . . „Endlich sind wir in Mainz. Die Concentration der Truppen um diesen Punkt bekundete sich lange bevor wir die Festungswerke erreicht hatten,

durch die Masse anrückender Truppen und die Anhäufung der Transportzüge. Der fortwährende Glanz der Pickelhauben ermüdet das Auge. Noch ermüdender war unsere Wanderung durch die Stadt, um Unterkommen zu finden. Schließlich ward es uns im „Holländischen Hof" zu Theil, in dem Moltke sammt seinem Stab einlogirt war. Auch Prinz Karl konnte nicht weit sein, denn da sitzt sein Neger auf dem Bock einer offenen Kalesche. Ungeheurer Lärm auf der Straße! Der König kommt gefahren! Mein Gastwirth macht für mich die Wohnung des Grafen Bismarck vor der Stadt ausfindig. Ich schicke zu ihm, um meine Ankunft zu melden und um Weisungen zu ersuchen. Worauf mir Herr v. Keudell zurückschreibt: „Graf Bismarck läßt Ihnen sagen, daß er sich über Ihre Ankunft freut und daß Ihrer Weiterreise nach dem Hauptquartier des Kronprinzen keine Schwierigkeiten im Wege liegen."

Graf Bismarck wußte dazumal viel, aber allwissend war er doch nicht. Der Schwierigkeiten gab es mehr als genug. Russell mochte anklopfen, wo er wollte, kein Mensch konnte oder wollte ihm sagen, wo das ersehnte Hauptquartier sei. Endlich entschloß er sich, gen Speyer zu ziehen, wurde aber trotz einer Empfehlung des Reichskanzlers zu keinem Militärzug zugelassen. Verzweifelt trennte er sich von Pemberton, den er nie wieder sehen

sollte, trennte sich auch von seinen Pferden, die ihm erst in Sulz wieder unter die Augen kamen, um mit einem Mainzer Lohnkutscher dem Kronprinzen bis Speyer nachzujagen. Am 4. war er in Worms und am 5. erfuhr er in Speyer, daß der Kronprinz längst davon sei. Was war zu thun? Durch Bitten, Drohen und reichliches Trinkgeld bewog er den Mainzer Lohnkutscher, die Jagd nach Neustadt auszudehnen. Dort erfuhr er vom deutschen Siege bei Weißenburg. Der Kronprinz aber? der war nicht zur Stelle, befand sich nach dem Dafürhalten der öffentlichen Meinung derzeit „ganz gewiß" in Landau. Nach Landau also! Für fabelhaftes Geld erstand er eine leichte Miethkutsche, setzte die Jagd nach dem Prinzen fort und erreichte rechtzeitig die Festung, um zu erfahren, daß der Gesuchte überall eher denn in Landau zu finden sei. In diesem Jammer erschien ihm General v. Gotsch als Rettungsengel. „Fahren Sie so rasch wie möglich nach Weißenburg, dort werden Sie den Aufenthalt des Kronprinzen am sichersten erfahren" — —, so lautete der Rath des Generals. Und gestreckten Trabes ging die Fahrt nach Weißenburg.

Dort angekommen, fand er zwar den Kronprinzen eben so wenig wie in Speyer und Landau, dafür wurde er, als französischer Spion verdächtigt, von einem bayerischen Posten gefangen genommen. Die Haft währte

nicht lange, und schließlich erfuhr er von einem Officier, daß des Kronprinzen Hauptquartier sich in dem nahegelegenen Schlosse von Sulz-unterm-Walde befinde. Dahin nun ging die mühselige Jagd, und, o Wonne! der erste Mensch, der ihm beim Einbiegen in den Ort begegnete, war kein Anderer als Graf Seckendorff. „Willkommen, Herr Doctor! Wir haben Sie erwartet. Sie sollen um 12 Uhr beim Prinzen dejeuniren." Sprachs und verschwand um die Ecke.

Mit dem Dejeuner hatte es aber gute Wege. Schon lange war in der Entfernung Kanonendonner, bald stärker, bald schwächer, gehört worden. In der letzten Stunde war er anhaltender und stärker geworden, und als Russell an das Thor des Schlosses trat, in dem der lange gesuchte Prinz sein Quartier aufgeschlagen hatte, ward ihm dieselbe traurige Antwort, die er seit drei Tagen so oft hatte anhören müssen, nämlich, daß der Kronprinz mit seinem Stabe auf und davon sei. „Wohin?" — „Zum Gefechte." — „Zu welchem Gefechte?" Das wußte Niemand zu sagen; wohl aber, daß es etwa zehn Meilen vom Ort entfernt sei und ein gar hitziges sein müsse.

Da stand nun unser Freund, ein trostlos verlorener Mann. Zu Tode ermüdet von der tagelangen Fahrt, mit bösen Schmerzen im Hüftgelenk, ohne Führer, ohne

Pferd und somit von allen Hülfsmitteln entblößt, einer lang ersehnten Schlacht beiwohnen zu können! Es war die Schlacht von Wörth, sie blieb für ihn verloren.

Um 4 Uhr — so erzählt er — verstummte allmählich der Kanonendonner, die wenigen zurückgebliebenen Stadtbewohner hatten die ganze Zeit über schreckensbleichen Angesichts vor den Thüren ihrer Häuser gestanden, die Kinder heulten, die Frauen schluchzten und alle Fensterscheiben zitterten. Allmählich verbreitete sich die Kunde unter den Soldaten auf der Straße, daß ihre Kameraden einen großen Sieg errungen hätten, die Franzosen im vollen Rückzuge begriffen seien und Mac Mahon mit großem Verluste geschlagen sei. Eine halbe Stunde später traf unser Groom mit den ermüdeten Pferden ein. Zu spät, zu spät! Alles, was ich thun konnte, war, mit dem Obersten Walker (dem militärischen Vertreter Englands im Hauptquartier) zur Eisenbahnstation zu humpeln, woselbst er eine Depesche über die gewonnene Schlacht an die Königin abschickte und ich ein paar Zeilen an die Times telegraphiren durfte.

7. August. Aus den Tagebuch-Notizen: „Die verflossene Nacht war schrecklich über alle Begriffe. Die Verwundeten, welche in der Stube unterhalb der meinigen untergebracht wurden, starben beinahe so rasch, als sie hineingeschafft werden konnten. Kaum war eine

Leiche vom blutgetränkten Stroh entfernt, wurde auch schon ein Schwerverwundeter an deren Stelle hingelegt. Das Aechzen drang durch die dünne Decke zu mir herauf und der Schlaf verbot sich unter solchen Umständen von selber. Um mich für mein eigenes Ungemach zu trösten, versuchte ich mir die Leiden der unter mir Liegenden zu vergegenwärtigen. Aber läßt sich eine glühende Kohle auf der Hand etwa leichter ertragen durch den Gedanken an das Eis des Kaukasus? Die Hitze in den Stuben war unerträglich, Wasser war nur in nothdürftiger Menge vorhanden, und die Fliegen, die mit zu den fluchwürdigsten Begleitern aller Heerlager gehören, schwärmten um die armen Verwundeten. Die Frau des Bäckers, bei der ich Unterkunft gefunden hatte, eine blasse, schwarzäugige Frau mit sympathischem Gesicht, schien von den Schrecken der Lage ganz überwältigt zu sein. Mir gegenüber, der ich nicht in Uniform stak, faßte sie etwas Muth, winkte mir zur Thür des Erdgeschosses, schob den Vorhang bei Seite und flüsterte unter Thränen: „Ist das nicht schrecklich? Wie ums Himmels willen ist dies alles geschehen? Ist es möglich, daß die französische Armee geschlagen sei?“ Später kam der Bäcker selber und beschwor mich um meinen Schutz. Er habe nur wenige Säcke Mehl im Hause und die Soldaten seien darüber her, ihm Alles wegzunehmen.

Dem war nicht abzuhelfen. Es liegen an 2000 verwundete Franzosen im Orte, die seit gestern Morgen nichts zu essen hatten. Gott stehe ihnen bei! In der Frühe waren 80 bis 100 barmherzige Schwestern aus München angekommen, die rasch in den Häusern verschwanden, deren jedes die weiße Flagge mit dem rothen Kreuze aufgehißt hatte. Und noch immer kamen endlose Züge von Verwundeten und Gefangenen — Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Zuaven und Turcos — schmutzig, blutbeschmiert und niedergeschlagen unter bewaffneter Escorte. Inmitten solcher Scenen verging der Vormittag. Dann kam ein Officier, um uns zum Kronprinzen zu laden."

Se. Königliche Hoheit war mit dem Stab in einem Schlosse einquartiert, welches einst das Besitzthum der Rohans gewesen. Eine ganze Reihe von Stuben war von Stabsofficieren besetzt, die emsig schrieben. Durch sie hindurch gelangten wir in das Gemach des Prinzen. Er empfing mich und meinen Begleiter (Lord Ronald) mit großer Liebenswürdigkeit und schien in bester Laune zu sein. Denn mit jeder Stunde mehrte sich die Erkenntniß von der Wichtigkeit der eben gewonnenen Schlacht. „Es thut mir herzlich leid," sagte er, „daß Sie nicht dabei gewesen sind. Sie hätten Alles sehen können. Noch niemals gab es eine Stellung, von der sich die

gesammte Action so deutlich hätte überblicken lassen können. Auf alle Fälle wird General Blumenthal sie Ihnen schildern, aber vorerst kennen wir selber noch nicht alle Einzelheiten. Ich habe die Verwundeten besucht und es giebt nichts Rührenderes, als ihre ausgezeichnete Haltung und Hingebung. Sie sind von Stolz erfüllt, für das Vaterland zu leiden; aber traurig fürwahr, daß sie leiden müssen und dieser schreckliche Krieg nothwendig geworden ist.“ In diesem Augenblicke trat ein Officier von mittlerem Alter, untersetzter Gestalt, mit grauem Haupthaar und Schnurrbart in die Stube. Sein klares, blaues Auge haftete auf uns. Es war General Blumenthal. Der Kronprinz stellte uns ihm vor. Da noch einige Zeit bis zur Tafel übrig war, führte mich der General in seine Stube und erklärte mir in englischer Sprache auf seinen Karten mit großer Klarheit die französische Position und die deutschen Bewegungen.

Was mir besonders auffiel, war die ruhige Befriedigung und die Zuversicht in seiner ganzen Haltung. Seine Hände sanft reibend, bemerkte er gegen mich Folgendes: „Die Franzosen sind jetzt vollständig aus einander gebrochen. Wir haben sie zurückgeworfen, haben ihre erste Linie durchbrochen, haben ihre Combinationen zerstört und ihren besten General, meiner Meinung nach

ihre beste Armee geschlagen. Sie fochten magnifique, das muß ich zugestehen. Niemals in der ganzen Welt ist heftiger gekämpft worden, als bei Reichshofen und Froschweiler. Aber, wie Sie selber sehen, hatten sie keine Chance. Sie hatten die Uebermacht gegen sich. Gesetzt, sie ließen 60,000 Mann in Linie aufmarschiren, nun, dann würden wir sie mit eben so vielen in der Front angreifen und sie doch noch mit je 20,000 Mann auf jeder Flanke überflügeln und umgehen mitsammt ihren Reserven. Nein, sie haben keine Chance. Wären die Bayern ein wenig früher zur Stelle gewesen, oder wären sie schneller marschirt, dann sehe ich nicht ein, wie Mac Mahon hätte entkommen können. Der arme Kerl! Er ist ein guter Soldat und wehrte sich tüchtig. Seine Frontveränderung war sehr geschickt. Jetzt aber weiß ich nicht, was er thun wird. Unsere Cavallerie hat beinahe einen Vorsprung von zwei Märschen. Wir rücken ihnen von allen Richtungen mächtig auf den Leib. Ich wünsche, Sie hätten die Schlacht mit angeschaut, denn mir wäre es lieb gewesen, wenn Sie die Zähigkeit gesehen hätten, mit der unsere Deutschen aber und abermals attakirten, und dies auf dem schwierigsten Terrain, manche darunter blutjunge Truppen, die kaum Pulver gerochen. Jammerschade, daß Sie nicht dabei waren! Ein hitzigeres Gefecht hat es noch nie früher gegeben." Später be-

merkte noch Blumenthal: „Jetzt setzen wir ihnen nach. Schon ist ein Corps bereit, gegen Straßburg vorzudringen." Letztere Bemerkung war es zumal, die auf Russell, wie er selbst gesteht, den größten Eindruck hervorbrachte. Denn aus ihr erkannte er erst die ganze Bedeutung der von den Franzosen erlittenen Niederlagen.

Bald hernach fand er sich an der Tafel des Kronprinzen, inmitten einer großen Menge von Stabsofficieren dem Prinzen gegenüber sitzend. Was mich überraschte — so schreibt er — war die große Anzahl junger, intelligent aussehender Gesichter unter dem Stabe. Aber auch von Prinzen war ein artiges Contingent zugegen: der Kronprinz von Württemberg, der Herzog von Coburg, Prinz Leopold von Hohenzollern, die Helena des Krieges, der Erbherzog von Mecklenburg nebst bayerischen und württembergischen Generalen. Obwohl alle in ausgezeichnet guter Stimmung sich befanden, war von lärmender Ueberhebung nicht die Rede. Zeitweilig traten Officiere mit Berichten ein, und da machte dann von Zeit zu Zeit ein Geflüster die Runde, daß Der oder Jener sich unter den Gefallenen oder Verwundeten befinde. „Auf dem Kirchthurm von Wörth" — sagte General Blumenthal — „wurden zwei Herren von der Presse gefangen genommen. Die mögen sich gefaßt

machen, als Spione gehängt zu werden." Lächelnd erwiderte der Kronprinz: „Lieber wollen wir sie laufen lassen und nach der Schweiz schicken." Worauf General Blumenthal: „Es sind, wenn ich nicht irre, Correspondenten des Figaro und des Gaulois. Man hat mir ihre Notizbücher hinterbracht. Höchst werthvolle Notizen darin, z. B. daß sich eine große Schlacht vorbereite und sie dabei zu sein hoffen. Vielleicht wäre es besser für sie gewesen, wenn sie fern geblieben wären." Ich erlaubte mir, ein freundliches Wort für meine unglücklichen Collegen einzulegen, worauf der Kronprinz mich sofort mit der Aeußerung beruhigte, „daß man sie frei lassen werde, sobald man sich überzeugt habe, daß sie weiter keinen Schaden anrichten könnten."

Das Dejeuner dauerte nicht über eine halbe Stunde und beim Aufstehen bemerkte der Kronprinz: „Unsere Cavallerie ist über Zabern hinaus und ich halte es für sehr wahrscheinlich, meine Herren, daß wir morgen früh von hier aufbrechen werden. Göben's Sieg bei Forbach und Frossard's Niederlage setzen uns in den Stand, unsere Rechte ohne Zögern vorwärts zu schieben. Wir wollen ihnen keine Zeit gönnen." Nach der Tafel ritten Russell und Lord Ronald aus Sulz hinaus in der Richtung gegen Wörth. Ueberall lagen französische Gefangene, die eben mit Kochen beschäftigt waren; die Turcos und

die Zuaven trugen herausfordernde Mienen zu Schau, die Linien-Regimenter waren niedergeschlagen, die Cavallerie aber bewahrte sich die Haltung, die guten tapfern Soldaten ziemt. Eine Besichtigung des Schlachtfeldes selber mußte der vorgerückten Stunde wegen auf den nächsten Tag verschoben werden.

Drittes Capitel.

(Deutsche und französische Stimmung. Abmarsch von Sulz. Der Kronprinz auf dem Marsche. Französische Gefangene. Physiognomie des Schlachtfeldes. Halt in Merzweiler. Wie Quartier gemacht wird. Michael Reichert. Die Genfer Convention mißachtet. Aeußerungen des Prinzen Leopold v. Hohenzollern. Die Times verkauft sich an Bismarck. Rasttage in Lohr und Saarburg Schneider père, mère et fils. Napoleonstag. Königl. Proclamationen. Luneville. Personalbeschreibung einiger Herren vom Stabe. Neue Siegesbotschaften.)

Am 8. August bemerkt Russell in seinem Tagebuche: „Ich möchte wissen, ob einer von den Enthusiasten, die an die Solidarität der Völker und das Aufgehen aller Nationalitäten glauben, zu erklären im Stande wäre, wie es komme, daß kein Mensch jemals mit einem andern von verschiedener Nationalität in seinen Gefühlen über die Niederlage eines Feindes vollständig übereinstimmen könne. Sind doch selbst Verbündete auf einander eifersüchtig. Wie sollte da ein Engländer die Freude eines Deutschen über die Schlacht von Wörth in ihrer ganzen Innigkeit theilen können!"

Die Geschichten, fährt er fort, die seit gestern im

Lager erzählt werden, sind überaus komisch. Bei den Franzosen waren kleine französisch-deutsche Gesprächsbücher gefunden worden, deren sie sich offenbar bei ihrem Spaziergange nach Berlin zu bedienen beabsichtigt hatten. „Welches ist der Weg nach Berlin?" ..... „Wie weit ist es bis zum Rhein?" ..... „Bringen Sie mir rasch Suppe, ein Huhn, Brod und Wein", nebst noch anderen derartigen Gesprächsanweisungen. Nicht minder komisch, aber im Grunde doch recht bedauerlich, lasen sich die französischen Zeitungen. Der Moniteur, der Figaro, der Gaulois und andere Pariser Journale vom 3. August wurden im deutschen Hauptquartier zum ungeheuersten Amusement laut vorgelesen. Der Bombast und die falschen Nachrichten, die sie enthielten, übersteigen allen Glauben. Prinz Friedrich Karl sei auf den Tod krank; unter den rheinländischen Truppen herrsche massenhafte Desertion; die Sachsen und Bayern stünden im Begriffe, bei der ersten Gelegenheit zu den Franzosen überzugehen. Dazu die patriotischen Reden und Gesänge in den Theatern! „Malheur à qui brave la France!" Wie kläglich las sich dergleichen nach der Niederlage von Wörth! Als ob es noch der Zugabe des Lächerlichen bedurft hätte, um den Schmerz den Besiegten doppelt eindringlich zu machen.

Die Bewohner der umliegenden Orte fühlten den

Schlag in allen Gliedern nachzittern. Schreckensbleich starrten sie auf die Sieger und die Verwundeten ringsherum. Als Russell eben sein Quartier verlassen wollte, winkte ihn die Wirthshausbesitzerin „Zur Krone" mit thränenüberfließenden Augen zu sich, führte ihn durch einen Gang des Hauses, öffnete die Thür einer hinter dem Laden gelegenen Stube, wies mit der Hand hinein und wandte sich schluchzend um. Die Diele war mit Stroh belegt und auf ihm lagen fünf so furchtbar verstümmelte französische Officiere, daß ihr Aufkommen eine Unmöglichkeit schien. Dem einen waren beide Beine weggerissen, dem zweiten war die Hälfte des Gesichts zerschmettert, dem dritten war ein Arm aus dem Gelenke herausgetreten und der vierte, dem bereits beide Hände amputirt werden mußten, trug zum Ueberfluß eine Wunde in der Brust zur Schau. Der Anblick war herzbrechend, und Russell war froh, als er wieder ins Freie kam.

Am 8. August um 7 Uhr Morgens sollte der Kronprinz mit seinem Stabe von Sulz aufbrechen. Da aber S. Kgl. H. mit General Blumenthal dringend Geschäftliches zu arbeiten hatte, war es 1/4 nach acht, bevor er an der Schwelle des Schlosses erschien, in dem er übernachtet hatte. Der Stab, der ihn in Mäntel eingehüllt erwartete, bot einen sehr malerischen Anblick dar; mit Einschluß seiner militärischen und diplomatischen Mit-

glieder aus Bayern und Württemberg zählte er kaum weniger denn hundert Köpfe. Nachdem der Prinz den militärischen Gruß der Herren freundlich erwidert, sprach er abermals ein paar Worte zu Russell über die Aufopferung der Truppen und die vorzügliche Haltung der Verwundeten, die von Stolz erfüllt seien, für das Vaterland gelitten zu haben. „Aber,“ setzte er hinzu, „diese Scenen bleiben dessen ungeachtet furchtbar schmerzlich. Wie viele dergleichen und vielleicht noch schlimmere sollen wir noch zu Gesichte bekommen!“

Der Zug setzte sich nun in Bewegung. Wo die deutschen Officiere an französischen vorüber kamen, salutirten sie zuerst, und mit traurigen Gesichtern erwiderten diese den Gruß.

Die Infanterie-Escorte war früher abgerückt und von verschiedenen Seiten waren Meldungen eingetroffen, daß die Franzosen gegen Toul, Pfalzburg, Straßburg und überhaupt nach allen Richtungen auf der Flucht begriffen seien. Die Eisenbahnstation war voll von ungedeckten Wagen, in denen französische Gefangene so eng als sie nur an einander stehen konnten, zusammengepackt waren. Zuaven und Turcos hatten, um sich gegen den herabströmenden Regen zu schützen, ihre Turbans um Brust und Gesicht geschlagen, wodurch ihre geschwärzten, blutbeschmierten Physiognomien ein noch mehr gespenster-

artiges Aussehen erhielten. Hart daneben auf den Feldern lagerten Tausende von Gefangenen, die in einer Linie von Infanterie eingepferc ht waren und daselbst seit dem Abende nach der Schlacht gestanden hatten. Todesstille herrschte unter dem Haufen, als der Kronprinz vorüberritt. Er aber ließ einen Wagen, der mit mehreren verwundeten französischen Officieren dahergefahren kam, anhalten und sprach einen derselben, den Obersten des 37. Regiments, mit großer Freundlichkeit an. Alle seine Officiere waren todt, verwundet oder gefangen, sein ganzes Regiment aufgerieben — so erzählte er dem Kronprinzen, der es mir wiedersagte.

Bis zum Sauerbach zieht sich der Weg 1¼ deutsche Meile entlang durch reich angebaute Felder, und gerade vor dem Eintritt in das Dorf Spachbach zeigten sich die ersten Spuren der geschlagenen Schlacht. „Zuerst ein todter Preuße, dessen Kopf auf der Straße lag, während seine Beine noch im angrenzenden Gebüsch hingen. Er war offenbar von der Kugel getroffen worden, als er ins Feld springen wollte. Dann stießen wir auf todte, bereits aufgeschwollene Pferde, die ihre Beine gen Himmel streckten; auf wirre Haufen von Tornistern, Musketen, Schuhen und Czakos; auf frisch aufgeworfene Grabhügel, die durch eingesteckte Schwerter und Lanzenschäfte gekennzeichnet waren. Die Weingärten

und Hopfenfelder waren niedergetreten und zwischen den grünen Blättern lagen erschlagene Zuaven und Turcos. Dann ganze Linien von Leichen, regelrecht wie in der Schlacht zu beiden Seiten der Straße, deren schon in Fäulniß übergehende Gesichter mit kleinen Stückchen Leinwand mildthätig bedeckt waren, dadurch aber womöglich noch gräßlicher aussahen. Auf diesem Terrain hatte ein Infanteriegefecht stattgefunden, bei dem auch Artillerie mitspielte. Aber auf einigen Hopfenfeldern hatte es einen Angriff französischer Cavallerie gegeben, der eine Verwüstung hinter sich ließ, wie mir dergleichen noch nie vor Augen gekommen. Dort lagen längs der Straße buchstäblich Hunderte von Reiterpanzern aufgehäuft, untermischt mit Helmen, Säbeln, Sätteln und Geschirrstücken. Pferdeleichen und Blutlachen überall, aus denen ein fauliger Verwesungsgeruch hervordrang. Welches Gemetzel! Es schien, als ob hier ganze Regimenter vernichtet worden wären. Aber sonderbar! Obwohl ich genau ausschaute, konnte ich doch nicht einen einzigen Reiterpanzer entdecken, der von einer Kugel durchbohrt war. Auch der Kronprinz, dem ich diese Bemerkung mittheilte, sagte, daß er nur einen oder zwei durchlöcherte Panzer gesehen habe. Die Franzosen sind sehr stolz auf dieses Cavalleriegefecht. Mehrmals hörte ich später von ihrer Seite die Versicherung, daß Mac Mahon nur durch die Kürassiere

von Reichshofen gerettet worden sei. Dies mag seine Richtigkeit haben, aber sie bezahlten diese Rettung mit ihrem eigenen Leben.“

Gegen Mittag, so erzählt Russell weiter, klärte sich das Wetter und um halb zwei Uhr hielten wir unsern Einzug in Merzweiler, einem kleinen, hart an der Eisenbahn gelegenen Orte, mit einem großen Fabrikgebäude. Bei dem Besitzer desselben, einem Herrn Dietrich, nahm der Kronprinz sein Absteigequartier. Geduldig wartete ich, bis Alle vom Quartiermeister abgefertigt waren, um auch meinen Quartierzettel zu erhalten, bekam aber den kühlen Bescheid, daß für mich nicht vorgesorgt sei. Das klang ungemüthlich. Graf Eulenburg, dem ich meine Noth klagte, schaute um sich, und als er ein einsames Häuschen in einiger Entfernung an einer Hügellehne erblickte, bedeutete er mich, von diesem Besitz zu ergreifen und mich durch Niemanden hinausdrängen zu lassen. Das that ich denn auch mit meinem Gefährten (Lord Ronald) und war daselbst bei der Familie Egerter vortrefflich aufgehoben. Um 8 Uhr Abends dinirten wir an der Tafel des Kronprinzen, die hinter dem Hause im Garten aufgestellt und durch Militärmusik erheitert war.

Am folgenden Morgen (9. August) acht Uhr ging es weiter vorwärts ins Frankenland hinein und zwei Stunden später wurde in Obermottern Halt gemacht,

um Rapporte über die Bewegungen des Feindes abzuwarten. In Obermottern — so sagt uns das Russell'sche Tagebuch — ward es mir mit dem Quartier nicht so gut wie in Merzweiler. Mein edler Gastwirth, Michael Reichert mit Namen, war ein brummiger, ungekämmter Geselle, der seit seinem vor 30 Jahren stattgefundenen Hochzeitstage den Schmutz des Leibes nicht wieder abgewaschen zu haben schien. Dabei rochen er und sein ganzes Haus so sehr nach fauligem Käse, daß alle Wohlgerüche von Bond Street den Gestank nicht zu bannen vermöchten. Quartier hängt eben, wie vieles Andere im Kriege, vom puren Glück ab. Der Proceß der Quartiermacherei ist nämlich folgender:

Am Abend, oder sehr zeitig am Morgen vor jedem Marsche wird ein Officier des Quartiermeisterstabes nach dem Orte entsandt, wo der Kronprinz übernachten soll, und wenn sich in diesem ein Maire oder sonst eine Ortsbehörde vorfindet, fertigt er mit deren Hülfe eine Liste der Wohnungen an, die den verschiedenen Mitgliedern des Stabes zugewiesen werden sollen. Zu diesem Zwecke führt er eine gedruckte Namenliste sämmtlicher Stabsmitglieder mit sich und, wenn diese an dem Rastorte anlangen, finden sie beim Eingang in denselben den Officier mit der Liste in der Hand. Die Höhergestellten werden natürlich zuerst bedient. Der Officier ruft die

Namen zugleich mit dem des bezüglichen Einwohners, bei dem der Betreffende einlogirt wurde, und wer den Namensruf überhört, läuft oft Gefahr, kein Nachtquartier zu haben, was ohne Widerrede zu den allergrößten von den vielen kleinen Unannehmlichkeiten eines Feldzuges gehört.

Russell wurde, wie oben erwähnt, diesmal bei einem brummigen, ungewaschenen Gesellen einquartiert, dessen ganzes Haus von allen möglichen bösen Gerüchen durchdrungen war. Der Käsegeruch in den Kleidern hinderte ihn jedoch nicht, Abends an der Tafel des Kronprinzen zu erscheinen. Dieser blickte zuweilen ernst darein, dampfte nach Tische stillschweigend seine Porzellanpfeife, unterhielt sich ab und zu aber doch mit seiner Umgebung. Er schreibt täglich an die Kronprinzessin und erhält jeden Tag Nachricht von ihr. Die Uebergabe von Lichtenberg und die Räumung von Lützelstein erschließen dem deutschen Heere zwei Pässe. Demgemäß wird das Hauptquartier sich morgen gründlicher in die Vogesen hinein vertiefen.

Richtig wurde am 10. August früh Morgens von Obermottern ausmarschirt, und nachdem Russell sich mit Mühe der Abschiedsküsse seines käseduftigen Wirths erwehrt hatte, ritt er eine Zeit lang in Gesellschaft des Prinzen Leopold von Hohenzollern. Dieser sprach von

seiner Candidatur oder vielmehr von der Stellung, in die er schuldlos versetzt worden, mit bedauerlichen, vom Kaiser Napoleon aber mit zornigen Ausdrücken. „Der Kaiser,“ sagte er, „wußte ganz wohl, daß mir der spanische Thron im Herbste des vorigen Jahres angeboten, von mir dagegen das Ersuchen gestellt worden war, daß keine bezügliche Aufforderung an mich gerichtet werde. Dazumal erhob Frankreich keine Einsprache, und obzwar der Kaiser von dem Anerbieten wohl unterrichtet war, wurde nicht die geringste Andeutung gemacht, daß ein casus belli dahinter stecken könnte. Möglich, weil Frankreich noch nicht für den Krieg gerüstet war.“ Niemand konnte mit größerem Bedauern von dem Vorfall und dessen Folgen sprechen als Prinz Leopold, dessen Intelligenz auf gleicher Höhe mit seiner Liebenswürdigkeit steht. So bemerkt Russell, und Spanien, fügt er hinzu, hätte keine bessere Wahl treffen können als diese. Was er damals, am 10. August 1870, in sein Tagebuch notirte, mag seitdem manchem nüchtern denkenden Spanier in den Sinn gekommen sein.

Im kleinen Dörfchen Petersbach wurde Halt für die Nacht gemacht, ein Theil des Stabes jedoch wegen der allzu beschränkten Räumlichkeiten des Ortes im nahegelegenen Lohr untergebracht. Dort sah Russell zum ersten Male den Berichterstatter des Staats-Anzeigers,

Dr. Hassel, „dessen Haltung und Gesichtsausdruck den Eindruck unaufhörlicher Arbeit und rastloser Energie macht — ein intelligenter junger Mann, der bei den Herren in großer Gunst steht.“

Die Rast des Hauptquartiers währte zwei volle Tage. Dann ging es gestärkten Leibes und in bester Stimmung wieder vorwärts. Wetter heiß, Straßen staubig, Landvolk meist häßlich, als wäre diese Species von den Franzosen absichtlich an die Grenze verpflanzt worden, um Eroberer abzuschrecken. Saarburg macht hiervon keine Ausnahme, ist übrigens so schmutzig wie mancher Ort im Westen Irlands. Zu Mittag wurde in einem Wäldchen Rast gemacht und Jeder verzehrte zum Gabelfrühstück, was er vorsorglich mitgenommen. Dort gab Russell dem Kronprinzen eine kurz zuvor eingetroffene Nummer der Times, die ihn um so mehr zu interessiren schien, als in einem ebenfalls erst abgefangenen Pariser Blatte eine sehr genaue Auseinandersetzung über das Wie und Wann und Mitwieviel des Verkaufs der Times an den Grafen Bismarck gedruckt zu lesen war.

In Saarburg wurde Russell bei „Schneider Père Aubergiste“ nahe beim Bahnhof einquartiert. Ein baumstarker, alter Mann, dessen herkulischer Leib in Zittern gerieth, wenn er auf die Requisitionen seiner ungebetenen Gäste zu reden kam. „Ah! les gredins! Ah! les scélérats!

Wir Franzosen — nous autres — hätten uns nimmermehr so schändlich in Deutschland benommen.“ So klagte er, so schien er ehrlich zu glauben. Schneider mère war voll Sorgen über Schneider fils, der in Pfalzburg eingeschlossen war, wofür sie von Schneider père gröblich ausgezankt wurde. „Wer braucht sich um Pfalzburg zu ängstigen? Das werden diese da doch nimmer klein kriegen.“ So tröstete und schimpfte er und trank dazwischen unglaublich viel sauren Wein. Nachgerade wurde er sanfter, als er sah, daß viele Officiere sich bei seiner Table d'hôte einfanden, und nicht nur Champagner bestellten, sondern sogar bezahlten. „Il y a des bons parmi ces Prussiens“ — schmunzelte er herablassend, starrte aber doch unablässig einen lustigen Uhlanenofficier an, der unter den tollsten Scherzen den besten Bordeaux des Hauses mit ungemessenen Zügen trank und der Hammelkeule des Wirths mit unnachahmlichem Appetite zusetzte. Ungleich bescheidener und stiller verhielten sich einige andere Gäste der Tafelrunde, darunter Dr. Stroßmann, der als Berichterstatter anwesend war, Bleibtreu, der Maler, und Pietsch, ein anderer Maler, den Russell an den Ufern des Nils kennen gelernt hatte.

Im Ganzen war da eine fidele Gesellschaft beisammen. Schneider mère aber blieb in Sorgen um ihren Sprößling versunken, trotzdem Schneider père ihr wüthend den

allergewichtigsten Trost zuschleuderte, nämlich den, daß Pfalzburg von Vauban befestigt worden sei, wovon diese Deutschen da wahrscheinlich keine Ahnung hätten.

Saarburg ist eine alte Stadt, die im Osten mit einer alten Mauer und alten Wällen umgeben ist und in allen ihren Theilen so alt aussieht, als ob sie sich seit dem Mittelalter nicht geändert hätte. Fast alle Läden waren geschlossen, aber aus den offenen Fenstern der oberen Stockwerke schauten Preußen und Bayern auf die Straße. Der Marktplatz war mit Truppen und Bagage voll. Draußen vor den Thoren standen Geschütze aufgefahren, lagerten Cavallerieregimenter.

Lange suchte Russell nach einer Schreibmaterialienhandlung, bis es ihm endlich gelang, bei einer alten Frau, die sich in dem Innern ihres Buchladens sorgfältig verschanzt hatte, Eingang zu erhalten. Unter ihrem Bücherschatze befanden sich viele Romane, denen einstweilen noch der Ruhm der Unsterblichkeit fehlt, aber auch sämmtliche Werke Erckmann-Chatrian's, die als Gelegenheitslecture doppelt willkommen waren.

Die Erinnerungen der alten Dame reichten bis in die Zeiten des ersten Kaiserreichs zurück. Sie hatte die Kosacken und die Croaten, die Russen und die Oesterreicher kennen gelernt, aber die Preußen waren nach ihrem Dafürhalten die schlimmsten von allen. Auf die

Frage: „Pourquoi?“ antwortete sie: „Parcequ’ils sont si rudes.“ In demselben Augenblicke traten zwei preußische gemeine Soldaten in den Laden, frugen nach Büchern, Karten und Schreibmaterialien, erbaten sich was sie bedurften überaus höflich in gebrochenem Französisch, ertrugen die Einwendungen gegen ihre schmutzig und verdächtig aussehenden Geldstücke mit bestem Humor und entfernten sich mit einer artigen Verbeugung. „Nun, Madame,“ sagte Russell zu ihr, „Sie müssen doch zugeben, daß diese Leute sich höflich und ehrlich benahmen!“ „Ehrlich, das mag sein, sie haben mir nichts gestohlen. Aber höflich! Monsieur werden doch eingestehen, daß sie keine Manieren besitzen. Haben Sie denn nicht gesehen, wie schwerfällig (lourds) sie auftraten? Aber diese Preußen sind doch immer besser, als die Bayern, denen der große Napoleon erlaubt hat, für ihn zu fechten und deren Land er geschont hat und die obendrein noch Katholiken sind!“ Die ehrsame Dame war überzeugt, daß er — „lui“ — wenn er nur auf eine Woche ins Leben zurückgerufen werden könnte, alle diese Deutschen über den Rhein zurück bis hinter Berlin jagen würde. —

15. August ... Napoleonstag! Da sollte doch eine Schlacht geschlagen werden. In unserer Nähe aber sicherlich nicht, denn unsere Cavallerie ist über drei Tagemärsche vor uns voraus, der Feind zieht sich von allen

Punkten gen Chalons zurück, gab Luneville und Nancy ohne Schwertstreich Preis. Wir hören vom Fall Ollivier's und von der decretirten Massenerhebung, lassen uns aber dadurch am Einrücken in das Departement de la Meurthe nicht im Geringsten stören. Auch in diesem findet man zwar überall deutsche Namen, aber sonst verschwinden die Spuren des Germanenthums mehr und mehr. Dafür steigert sich der Deutschenhaß von wegen der Requisitionen.

Diese Letzteren treiben das Volk zur Verzweiflung „und — so bemerkt Russell — die Deutschen müssen ihres Sieges verteufelt sicher sein, daß sie solche Vorräthe von Gehässigkeiten rings um sich aufhäufen, die ihnen im Falle einer Niederlage theuer zu stehen kommen könnten.“ Proclamationen, gezeichnet mit „Guillaume“ oder mit Frédéric Guillaume, Prince-Royal de Prusse“, bedrohen jeden Franzosen mit dem Tode, der gewisse Dinge thun sollte, die von seinen Landsleuten als höchst verdienstlich angesehen werden würden. „Wie würde es wohl den Engländern ums Herz sein, wenn an den Mauern von Dover oder Canterbury Plakate mit der Unterschrift Bazaine's oder Napoleon III. angeschlagen würden, in denen jedem Landesbewohner kund und zu wissen gethan wäre, daß er erschossen werden würde, wofern er englischen Truppen als Führer dienen, Brücken und

Telegraphen zerstören, Spione beherbergen oder selber Spionierdienste thun sollte. „Mon Dieu! est-ce que nous sommes Français et est-ce que nous sommes en France!“ So stöhnt ein schmächtiges Schneiderlein, von dem Russell sich einen Knopf annähen läßt, und treibt bei jedem Stich seine Nadel so hitzig in das Tuch, als ob er in Preußenfleisch hineinsteche. Der Knopf wird halten bis an das Ende aller Tage.

Von Blamont nach Luneville streckt sich eine jener langen unabsehbaren geradlinigen Straßen aus, die Roß und Reiter zum Selbstmord treiben können. Zum Ueberfluß noch die beliebte Bepflanzung derselben mit Pappeln, die wie riesige Rasirpinsel in Reihe und Glied stehen und die Monotonie der Straße doppelt und dreifach erhöhen. Die wackere Infanterie aber legte trotz der gewaltigen Hitze die 30 Kilometer betragende Langeweile mit nur einer Rast zurück. Viele unter ihnen sind verheirathete Leute und mancher trabt schweren Herzens dahin. Da saß am Abend einer von ihnen stundenlang mit dem Kopf zwischen den Händen, aß nicht und trank nicht und sprach nicht und dachte wahrscheinlich an seine kleinen Kinder daheim, die sich mittlerweile fast gar nicht um den Vater ängstigen mochten. Als ihm Brod und Wein angeboten wurde, lehnte er es mit der Bemerkung ab, sein Herz sei ihm zu schwer, als daß er essen und

trinken könne. Die Franzosen, die dergleichen sehen und hören, können die preußische Militärverfassung nun einmal gar nicht verstehen, und einer ihrer Officiere äußerte offen gegen den Kronprinzen, daß es eine furchtbare Grausamkeit sei, verheirathete Leute unter die Soldaten einzureihen.

Endlich kam Luneville in Sicht, „dieselbe Cavallerie-Station, in der so viele englische Officiere die prachtvollen Kasernen für fünf Reiterregimenter, die Reitschulen und den Exercierplatz ehemals bewunderten — Luneville, woselbst Napoleon den Tractat mit dem besiegten Oesterreich abschloß! Heute ist es voll Pickelhauben und in seinen Straßen hört man Deutschlands verschiedenartige Dialekte. Welche Wandlung!" Fünfzig Schritte hinter dem Uhlanen-Vortrab reitet der Kronprinz in die Stadt, kenntlich durch den Stern auf dem einfachen Soldatenrock, den sonst nur noch der Orden pour le mérite schmückt. Ihm zur Seite Blumenthal oder der Herzog von Coburg, denen Graf Eulenburg in nächster Nähe folgt; dahinter der Stab zu Zweien und Dreien mit rasselnden Säbeln und klirrenden Sporen. Stumm, mit verhaltenem Grimm schauen die Stadtbewohner drein. Die Rangstellung ihrer Eroberer bleibt für sie ein ewiges Räthsel. Hinter dem Postmeister, Herrn Lambrecht, ist schon oft ein Herr von ungemessenem

Einfluß vermuthet worden, denn sein graues Haar, sein strenger Blick, die orangefarbenen Aufschläge seines Rockes mitsammt dem boshaft dreinschauenden Degen an seiner Seite verleihen ihm ein imposantes Aeußere. Aufmerksamkeit erregt ferner die ungewöhnliche englische Uniform des englischen Obersten Walker. Der am meisten Gefürchtete unter der ganzen Gesellschaft ist aber nicht er oder der Postmeister, auch nicht der Ober-Stabsarzt oder der Artillerie-General, sondern der Intendant — ein eiserner Mann, der von hohem Pferde herab das Universum durch eine mächtige Brille betrachtet. Er ist es, der wie ein Donnerwetter aus heiterm Himmel auf die Maires und sonstigen Gemeindeväter herabstürzt, nachdem deren Gemüth durch die freundliche Ansprache des Kronprinzen sich eben erst zu beruhigen angefangen. Vergnügt über dessen gnädigen Empfang ziehen sie heim. Da plötzlich sitzt ihnen der Intendant auf dem Genick.

„Binnen sechs Stunden" — so bedeutet er — „werden Sie zwei Millionen Francs an die Militärcasse abliefern; außerdem 500,000 Cigarren, 10,000 Paar Schuhe, 20,000 Flaschen Burgunder oder Bordeaux, 6000 ditto Champagner, 2000 Ochsen, 10,000 Schafe" u. s. w.

Dazu nickt der Intendant einmal mit dem Haupte, gleich dem Comthur im Don Juan bei seiner Begegnung

mit diesem musikalischen Wüstling; stützt eine Hand auf seinen Säbelknopf und deutet mit der andern über seine Schulter hinaus in die weite Welt, was die Maires als eine Anweisung auf den Galgen aufzufassen pflegen. Vergebens bitten sie um schonende Rücksicht. Der Intendant verfügt nur über zwei Erwiderungsformen. Die eine lautet kategorisch: „Es muß geschehen und zwar binnen sechs Stunden.“ Die andere ist argumentativer Natur und lautet ungefähr folgender Weise: „Ihre Stadt, M. le Maire, zählt 5000 Einwohner. Als Anhaltspunkt für die Ihnen abgeforderte Contribution nehme ich die Summe, welche mutatis mutandis Napoleon I. von der deutschen Stadt „Donnersberg“ erhob, welche Stadt damals genau so viel Bewohner zählte als die, welche Sie, M. le Maire, gegenwärtig so überaus würdig vertreten. Jetzt ist es neun Uhr. In sechs Stunden wird es drei Uhr sein. Folglich — Sie verstehen mich, Herr Maire. Recht blühende Stadt, die Ihrige! Guten Tag, Herr Maire. Also — um drei Uhr — Sie begreifen.“

Der Herr Intendant versteht keinen Spaß und hinter ihm stehen 300,000 Mann. Ein schweigsamer, gestrenger Herr in der That; sonst aber sehr fein und manierlich.

Dr. Wegener, der Chefstabsarzt, ist ein sehr intelligenter, feiner Herr, tüchtig in seinem Berufe, wohlbewandert in allen Sitten des Hofes und allen Feinheiten

der englischen Sprache. Seiner persönlichen Praxis nach zu schließen muß er das Tabaksblatt als eines der vorzüglichsten therapeutischen und prophylaktischen Agenzien schätzen, denn selbst auf dem längsten Marsch sah man ihn kaum je ohne Cigarre im Munde.

Der Artilleriechef v. Herkt, ein Mann über das mittlere Alter hinaus, ist ein ernster und gewichtiger Herr, der den Krieg als solchen verabscheut, aber darum nicht minder seiner Aufgabe gewachsen ist — ein guter Christ und ein guter Soldat zu gleicher Zeit.

Der Ingenieur-General v. Werder, der Eroberer von Straßburg, welcher nur kurze Zeit im kronprinzlichen Hauptquartier verweilte, ist ein Mann voll Energie, von untersetztem compacten Körperbau, mit großem Kopfe und mächtigem Hirne, viereckigem Gesichte und barschen Manieren, der einem gleich beim ersten Anblick auffällt.

„Wenn man — so bemerkt Russell — alle diese ruhigen und entschlossenen Gesichter sieht, muß man nothgedrungen eine hohe Meinung von dem Geiste und der Kraft der Männer erlangen, die den Kronprinzen umgeben.“

Er beschreibt später noch manchen anderen Herrn vom Stabe in gelungener Weise. Doch würde es zu weit führen, seine Schilderungen alle getreulich wiederzugeben. Wenn ich es im Vorhergehenden that, so geschah

es, um ein Pröbchen seines Humors zu liefern. Geht doch ohnedies durch mein Zusammendrängen in den meisten Fällen der Hauptreiz des Buches verloren; und übersetze ich, aus räumlich ökonomischen Rücksichten, doch meist nur dann wortgetreu, wenn der Verfasser bedeutende Personen redend einführt.

In Luneville — so fährt er in seiner Erzählung fort — war uns vortreffliches Quartier beschert. Fast scheuten wir uns, die Glocke an dem Hause zu ziehen, das uns der Quartiermeister angewiesen; so vornehm palastähnlich war dessen Außenseite. Es war Nr. 61 Rue d'Allemagne. Das Gitterthor verschlossen, Fensterläden desgleichen. Auf unser Schellen öffnete ein alter Diener und wies unsern Reitknechten sofort Stallunterkunft an. Ueber eine prachtvolle Treppe gelangten wir in herrliche, mit Luxus möblirte Stuben. Sèvres-Vasen, Gemälde, Bronce, weiche Teppiche —, ein willkommener Scenenwechsel nach den schlechten Quartieren früherer Nächte. Willkommen auch das vortreffliche Dejeuner, zu dem uns Herr Keller, der Besitzer des Hauses, gastlich lud. Für sein Diner aber mußte ich danken, da ich zur Tafel des Kronprinzen geladen war. Dieser erzählte mir von einem neuen Siege. Eben hatte er Botschaft aus dem Hauptquartier des Königs erhalten. Letzterer mit Steinmetz und dem Prinzen Friedrich Karl stehen

einer großen, um Metz concentrirten, von Bazaine commandirten Armee gegenüber, und durch Steinmetz ist eine feindliche Colonne, die wahrscheinlich eine Verbindung mit den Mac Mahon'schen, nach Chalons dirigirten Truppenkörpern bewerkstelligen gewollt, arg zugerichtet worden. Hatte ein Gespräch mit Blumenthal, der mir sagte, daß unser Armeecorps geradeaus gegen Mac Mahon vorrücken werde, der mit seinen gebrochenen Kräften und jungen Rekruten in Chalons nimmer werde Stand halten können. Mittlerweile würden die anderen Armeecorps des Königs und des Prinzen Karl Bazaine's Aufmerksamkeit fesseln, des Kronprinzen Flanke decken und die Vereinigung der beiden französischen Generale verhindern.

16. August. Wir packten zeitig, aber um 8 Uhr kam der Wachtmeister mit der Meldung, daß wir heute hier im Quartier bleiben werden. Ich lasse mir dies gern gefallen und vertreibe mir die Zeit mit Schreiben und Spazieren. Luneville ist eine durchweg französische Stadt. Unter den Bewohnern spukt die Sage, daß irgendwo eine Schlacht vorgefallen sei, in der die Deutschen total geschlagen worden, und daß aus diesem Grunde der Kronprinz nicht vorwärts zu rücken wage. Meinen Hauswirth, Herrn Keller, fand ich ebenfalls in großer Aufregung, aber nicht wegen der angeblichen deutschen Niederlage, sondern von wegen der Contributionen.

„Lieber den Tod als dies ertragen!" rief er, und machte Miene, als ob er auf die Straße hinausstürzen und den ersten besten deutschen Soldaten erwürgen wollte. Beim Dejeuner jedoch beruhigte er sich und genoß die kleinen Pastetchen, „Biftecks", Poulets, Pommes de terre soufflées nebst Melone, zugehörigen Weinen und Kaffee so behaglich, als ob der Boden Frankreichs noch nie von deutschen Sohlen entweiht worden wäre.

Später ging ich nach dem kronprinzlichen Quartier. Fand den Stab in großer Aufregung. Jeder war geschäftig und kein Einziger mittheilsam. Weshalb? sollte ich ehestens erfahren.

Viertes Capitel.

(Ein Abstecher nach Pfalzburg. Lage der Festung und ihre Beschießung. Ma bonne ville de Nancy. Deutsche Soldatenansichten. Nanziger Sehenswürdigkeiten. Veuve Houilon. Vorwärts nach Paris. Vaucouleurs und die Jungfrau von Orleans. Vier Engländer und kein Tabak. Marsch nach Ligny. Der Kronprinz auf dem Wartthurm der Montmorency. Die kronprinzliche Armee schwenkt nach Norden. Entgegengesetzte Ansichten Blumenthals und eines französischen Pfarrers. St. Menehould. Quartier in Termes. Rembrandt'sche Scene. Schwierigkeiten eines Kriegscorrespondenten. Entscheidung wirkt näher.)

Die Aufregung, welche am 15. August im kronprinzlichen Hauptquartier zu Luneville herrschte, hatte, wie Russell noch am selbigen Abend erfuhr, ihren gewichtigen Grund. Ordonnanzen waren nämlich mit der Meldung eingetroffen, daß die Armee des Königs mit der des Kaisers vor Metz hart an einander gerathen war. Sonst verlautete an jenem Tage nichts Näheres; die ehrsamen Bewohner des Ortes aber trugen sich wie immer mit den abenteuerlichsten Gerüchten über französische Siege und glaubten diesen um so fester, als das kronprinzliche Hauptquartier auch am darauffolgenden Tage (am 16. Aug.) nicht von der Stelle rückte.

Den willkommenen Rasttag benutzte Russell, um in Gesellschaft von Ronald Grosvenor einen Spazierritt gegen Pfalzburg zu machen.

Wir ritten — so erzählt er — die öde Hauptstraße entlang. Glockengeläute von den Dorfkirchen aus weiter Entfernung, unterbrochen durch einzelne Kanonenschüsse aus noch weiterer Ferne, unterbrach allein die Stille des Tages. In Lixheim, welches mit Truppen überfüllt war, wurden wir durch den Posten am Thore angehalten, woselbst der dienstthuende Officier unsere Papiere untersuchte. Am andern Ende des Ortes mußten wir uns dieser Procedur abermals unterwerfen und wie oft sie an diesem Tage an uns vorgenommen wurde, weiß ich wahrlich nicht zu sagen. Endlich nach scharfem, mehrstündigen Ritte gelangten wir auf ein offenes, wellenförmiges Terrain, welches in einer seiner Falten die Festung Pfalzburg birgt. Eine halbe Stunde später und diese selber lag mit sammt ihren Belagern vor uns. Preußische und bayerische Truppen standen hinter vortrefflichen Deckungen des Bodens rings in der Runde. Von den Hügeln herab beobachteten Officiere den eingeschlossenen Platz und die Wirkungen des gegen ihn gerichteten Artilleriefeuers. Die ganze Scene erinnerte mich an ein Miniaturbild von Sebastopol. Drei Batterien durch Brustwehren gedeckter Feldartillerie waren ungefähr 2500 Yards

von der Stadt entfernt auf den Hügelkämmen zu unserer Linken aufgeführt; innerhalb des grünen Kranzes von Obstgärten und kleinen Gehölzen, welche die Stadt einfassen, stiegen aus brennenden Häusern schwere Rauchwolken gen Himmel. Aus ihnen schoß von Zeit zu Zeit das weiße Gewölk platzender Geschosse auf. Gefährlich jedoch war keine einzige von diesen, denn Pfalzburg besaß keine gezogenen Geschütze und vermochte deßhalb den Belagern keinen Schaden zu thun. Seine Einwohnerschaft im Bunde mit der Besatzung schien geschäftig die Häuserbrände zu löschen; aber so wie diese bewältigt waren, wurden sie durch wohlgezielte Hohlgeschosse von Neuem angefacht. Die Festungswerke selber blieben von diesen freilich unberührt und somit erschien unserm Laienauge das Feuer der Belagerer ebenso unwirksam als das der Belagerten zu sein.

Am 17. setzte sich das Hauptquartier des Prinzen in Bewegung nach Nancy. „Unser Gastwirth, Herr Keller, bot mir seine schöne Equipage für den Tag an. Leider war sie schon requirirt und ich hatte das Vergnügen, meinen Collegen von der Feder, den Herrn Dr. Hassel, mit einem Gefährten in ihr davonkutschiren zu sehen.“

Der Marsch ging, wie Russell weiter erzählt, rasch vorwärts. Um 1 Uhr Mittags zogen wir in ma bonne ville de Nancy ein, woselbst mir bei Madame la veuve

Houilon, Impasse des Ecoles, Quartier angewiesen wurde. Die noch sehr rührige, siebenzigjährige Wittwe war entzückt, „deux milords anglais“ statt gemeiner Soldaten ins Haus zu nehmen, und bewirthete uns nach Kräften. Begegnete dem Dr. Hassel, der mir sagte, daß eben eine gewaltige Schlacht vor Metz geschlagen werde. Die Armee des Kronprinzen deckt offenbar den Rücken und die linke Flanke des Prinzen Friedrich Karl. Näheres ist nicht bekannt . . . In diesen größeren französischen Städten scheint die Feindseligkeit der Einwohner im Verhältniß zu ihrer Armuth zu wachsen. In Nancy wie in Luneville giebt es Schwierigkeiten mit dem Maire. Das Mairethum in dieser Zeit ist aber in der That kein beneidenswerthes Amt. Mich amusirten die Klagen, die ein ehrlicher Deutscher gegen die französischen Behörden wegen ihrer „Störrigkeit“ äußerte. Ein anderer versicherte mir, Lothringen sei „ganz und gar nicht französisch“, Nancy sei „durch und durch deutsch.“ Und was er sagte, das glaubte er fest. Derselbige war ganz stolz auf eine Antwort, die er einem Franzosen gegeben, welcher ihn auf die Schönheit des Stanislausplatzes aufmerksam gemacht hatte. „Der Platz ist schön“ — so bedeutete er ihn — „aber in ganz Frankreich ist nicht eine einzige Stadt schön genug, um einen Deutschen aufzunehmen.“

Der 18. August verstrich ohne nähere Berichte von

Metz. Die Bayern aber marschirten aus Nancy und die ehrsamen Stadtbewohner versicherten, daß Bazaine von Metz abgerückt sei, entweder nach Verdun oder — nach Berlin. Gewisses hierüber wisse man nicht.

Der Rasttag wurde dazu verwendet, um die Sehenswürdigkeiten von Nancy, zumal das dortige Schloß mit seinen seitdem zu Grunde gegangenen Sammlungen in Augenschein zu nehmen. Es giebt oder gab daselbst manches schöne Stück alter Waffen, Sculpturen, Gefäße in Stein und Bronce aus der Römerzeit und dem Mittelalter, Bildnisse der Herzöge und Herzoginnen von Lothringen, Münzen und Medaillen, Bücher und Manuscripte. Als Prachtstück der Sammlung jedoch ward von jeher das Zelt Karls des Kühnen betrachtet, welches in der Schlacht bei Nancy am 5. Januar 1477 erbeutet und den Einwohnern der Stadt im Jahre 1737 durch den Herzog Franz III. zum Geschenk gemacht worden war. Es soll das größte mit Figuren ausgestattete Stück gewirkter Tapete in Frankreich sein und das Sujet eine Warnung für die Feinschmecker enthalten. Drei lustige Kumpane — das Diner, Souper und das Banquet — feiern auf der einen Seite ihre Orgien, werden aber auf der andern von ihren drei schrecklichen Feinden abgethan, nämlich dem Fieber, der Gicht und der Apoplexie. Ein sehr zierlicher alter Herr, der als Castellan fungirte, bemerkte,

während er mit grandioser Miene eine Prise nahm, daß der Anblick dieses interessanten Bildes den Preußen gut thun dürfte, insofern es ihre Manieren verfeinern dürfte. Ueberhaupt schien diesem Herrn Castellan das Lothringer Museum gleichbedeutend mit der klassischen Literatur — emollit mores, nec sinit esse feros.

Am 19. endlich um sechs Uhr sollten wir Nancy verlassen. Veuve Houilon wollte durchaus kein Geld von mir annehmen, und als ich in sie drang, bat sie mich, es dem gegenüberwohnenden armen Schuhflicker zu schenken. Aber, o Wunder! auch dieser lehnte ab, wofern ich ihm nicht gestatte, mein Schuhwerk auszubessern oder meine Sachen packen zu helfen. Letzteres wurde ihm gnädig gewährt, und gerade als Alles fertig war, traf die Ordre ein, den Abmarsch aufzuschieben. Schlachtengerüchte fort und fort. Die Einwohner erzählten von glorreichen französischen Siegen. Mir scheint, daß Bazaine noch nicht solide genug in Metz eingekapselt werden konnte, aber die Verbindungen mit der königlichen Armee stehen offen und der Kronprinz begab sich nach Pont-à-Mousson, um dort mit dem Könige zu conferiren.

20. August. Prachtvoller Morgen. Wir brechen vor 7 Uhr auf, die Stabsofficiere allesammt in gehobener Stimmung. Bazaine, so sagen sie, ist umzingelt und unrettbar verloren. Es giebt jetzt nur noch einen Ruf:

„Vorwärts nach Paris!“ Die Nanziger trauen ihren Ohren kaum und glotzen uns mit verzweifelten Gesichtern nach. Auf dem Wege schweifte ich weit ab gen Toul, um einen Blick auf diese Festung zu werfen, die uns die gerade Straße versperrt. Sie sah aus der Ferne harmlos genug aus. Es fiel heute kein Schuß, aber rings auf den sie umgebenden Höhen konnte ich die deutschen Artilleristen, um ihre Geschütze lagernd, erkennen. Das Land herum ist herrlich. Jeder Feldweg, auch der unscheinbarste, wird streng bewacht und abpatrouillirt. Nach dieser Abschweifung traf ich mit dem Stabe wieder zusammen, gerade als er Rast hielt und die Post ihn mit Briefen und Depeschen ereilt hatte. Sie erzählen von den furchtbaren, bei Metz erlittenen Verlusten. Dabei gab es eine charakteristische Scene. Oberst Gottberg versammelte die Officiere um sich, erklärte ihnen eingehend die vorgefallenen Schlachten und wie sich in Folge derselben die Lage gestaltet habe. Wir stehen jetzt auf derselben Flußseite wie die Armee des Königs. Während diese die Aufgabe übernimmt, Bazaine festzuhalten und dessen Vereinigung mit Mac Mahon zu verhindern, sollen wir, d. h. der Kronprinz, mit 200,000 Mann geradeaus gegen Chalons vordringen. So lautet die Parole, und um zwei Uhr ritten wir in Vaucouleurs ein, woselbst einst die Jungfrau von Orleans ihr Quartier aufge-

schlagen hatte und ich das meinige bei M. François, Spezereihändler seines Standes, zugewiesen erhielt. Prachtvoll war es gerade nicht. Eine einzige Stube, in die ich mich mit Skinner und Landells (den Correspondenten der Daily News und der London Illustrated News) brüderlich theilte. Draußen auf dem Fensterladen prangte in Kreide die Inschrift: „Vier Engländer. Kein Tabak.“ Wahrscheinlich zarte Rücksicht, damit es keinem Andern in den Sinn komme, sich in das Paradies einzudrängen.

Der 21. und 22. August, die der Kronprinz zum größten Theil in Pont-à-Mousson zubrachte, wurde von Anderen zur Besichtigung der Stadtmerkwürdigkeiten, zumal der Capelle der Jungfrau von Orleans, benutzt. Wir unsererseits wollen Russell weder dahin noch in seinen, durch die Lage gebotenen, historischen Betrachtungen folgen, finden ihn aber am Abend bei der Tafel des Kronprinzen wieder, der von den letzten Verlusten bei Metz sehr angegriffen ist und dasselbe vom Könige berichtet.

Nach der Tafel sprach der Prinz von seinem Besuche in England gerade zur Zeit, als die Nachricht vom Falle Sebastopols dort eingetroffen war, und von dem Freudenfeuer, welches in Balmoral angezündet wurde, als er seinen ersten Besuch daselbst abstattete. „Es war eigenthümlich,“ bemerkte Russell, „in der Stadt der Jungfrau

von Orleans diese Rückerinnerungen an ruhige Tage, an Scenen häuslichen Glückes, an die Gefühle der Jugendzeit und an die Stille der schottischen Hochlandschluchten aus dem Munde eines deutschen Prinzen zu vernehmen, der eben an der Spitze einer der größten Armeen der Welt steht, und in einem der fürchterlichsten Kämpfe begriffen ist, welche die Welt je noch gesehen."

Am 23. August ging es weiter unter strömendem Regen nach Ligny. Ein beschwerlicher Ritt von $5^1/_4$ deutscher Meilen, und hintendrein die Aussicht auf ein Nachtquartier bei einem alten Employé von der kaiserlichen Tabakregie, der unserm englischen Freunde zumuthete, „dans la chambre de ma mère" die Nacht zuzubringen. Dies erweckte allerdings angenehme Reminiscenzen an „le sabre de mon père" und an Mme. Schneider. Trotzdem lehnte Russell das Anerbieten dankbar ab und fand schließlich Unterkunft beim Pfarrer Larcher, einem guten alten Manne, der schon eine Invasion mitgemacht hatte und von der großen Revue zu erzählen wußte, die von den verbündeten Monarchen im Jahre 1814 in Ligny abgehalten und der der jetzige König von Preußen als junger Officier beigewohnt hatte.

24. August. Ich erwachte zeitig. Die Trommeln draußen und die Flöhe drinnen ließen mich nicht schlafen. Der erste Mensch, den ich auf der Straße erblickte, war

der Kronprinz zu Fuß, mit wenigen ihn begleitenden Officieren. Er ging vor die Stadt hinaus zur Revue eines Bataillons des 10. bayerischen Regiments, welches den Geburtstag des Königs von Bayern feierte. Den Tag über hatten wir Rast. Es treffen gar wundersame Nachrichten ein. Die bis Chalons vorgeschobene Cavallerie fand das Nest leer. Mac Mahon war abgezogen, es hieß gen Paris, um dort eine Entscheidungsschlacht zu wagen. Um zwei Uhr kam der König herüber nach Ligny und hatte eine lange Besprechung mit dem Kronprinzen. Das ganze, 30,000 Mann starke bayerische Armeecorps zog unter meinen Fenstern vorüber. Am Abend besuchte ich das Schloß und wie ich auf der Höhe des Wartthurms stehe, steckt ein Anderer seinen Kopf durch das Treppenloch, um sich ebenfalls die Umgebung anzuschauen. Es ist der Kronprinz. Er äußerte sich unwillig über die Art, in der die französischen Gefangenen über ihren Kaiser sprechen, über ihren Undank und die Schwierigkeiten, ein solches Volk zu regieren. Da stand er auf dem alten Wartthurm der Montmorency, ihm zu Füßen die Stadt, die sein Vater bewohnte, als die drei verbündeten Monarchen in ihr bei der früheren Invasion Halt machten, rings herum seine Truppen, die er in das Herz Frankreichs hineinzuführen berufen ist. Dieses Bild war wohl geeignet, ein Heer von Gedanken wachzurufen.

Am 25. noch immer Halt in Ligny. Weßhalb? wissen nur die Eingeweihten und diese sind stumm wie gebackene Fische.

Am 26. Endlich Aufbruch. Der Kronprinz ist nicht wohl und reist in einem gedeckten Wagen. In Bar-le-Duc hält er. Dort ist jetzt des Königs Hauptquartier. Der Prinz hatte eine lange Besprechung mit seinem Vater, dessen Militär-Cabinet eben gewichtige Eier ausbrütet. Graf Bismarck stand unter dem Thorwege, tief versunken in eine mächtige Cigarre und in Betrachtung der Regentropfen, die vom Dache fielen. Marsch fortgesetzt bis Revigny-aux-Vaches. Dort und in dem benachbarten Brabant-le-Roi wurde Nachtquartier gemacht. Wir (d. h. Russell mit den beiden oben genannten englischen Correspondenten) fanden beim Pfarrer behagliche Unterkunft.

27. August. Bisher war unser Vorrücken gegen Paris kein rasches gewesen. Es erklärt sich dies aber zur Genüge aus der Lage der Invasionsheere; der Kronprinz muß seine Verbindungen mit der Armee des Königs aufrecht halten und diese ihrerseits Bazaine in Schach halten. Vom Kaiser als Führer ist niemals die Rede. Immer nur von Bazaine und Mac Mahon. Nun sind sie beide geschlagen. Aber da sich nicht denken läßt, daß ersterer mit 150,000 Mann der besten französischen

Truppen sich zu ewiger Unthätigkeit verdammen lassen werde, bleibt ein Auge der Armee immer auf ihn gerichtet, während das zweite nach Paris vorwärts schaut. Mac Mahon, das ist heute für Niemanden mehr ein Geheimniß, ist überdies nicht auf dem Rückzuge nach Paris begriffen, sondern auf dem Wege nach Metz, um es zu entsetzen. Der Kaiser befindet sich angeblich in Le Chesne Populeux und Mac Mahon bemüht sich, sein Heer zwischen das des Kronprinzen und das des Prinzen Friedrich Karl hineinzuschieben oder das Corps des sächsischen Kronprinzen zu schlagen. Demgemäß concentrirt sich die kronprinzliche Armee; schon marschirt ihr linker Flügel, nach geschehener Schwenkung, rasch gegen Nord und Nordost, um, in eine Linie mit dem rechten gelangend, dem Heere Mac Mahons entgegen zu treten. Die Dinge drängen offenbar zur Entscheidung. Mein Hauswirth, der Pfarrer, bemerkt beim Schlafengehen gegen mich, „freut mich aufrichtig, daß Sie kein Deutscher sind.“ Anfangs schrieb ich diese Freude seiner frommen Sorge für meine Seele zu. Aber nein, er meinte meinen sterblichen Leib. Denn diese Deutschen würden doch nie ihre Patrie wiedersehen. „C'est terrible, mais c'est positif!“ Höchst sonderbarer Weise ist General Blumenthal entgegengesetzter Meinung. Hatte er mich doch am selbigen Tage in seine Stube geführt und, auf

eine große Karte deutend, folgender Maßen bedeutet: „Sehen Sie hieher. Die Franzosen sind geliefert. Wir wissen, wo sie stehen: hier, dort und drüben — die ganze Armee Mac Mahon's. Wohin können sie sich wenden, die armen thörichten Jungen? Entweder nach Belgien hinüber oder — sie halten hier Stand und sind verloren.“ Bei dem „Hier“ legte er den Finger auf die Karte. Es war zwischen Mézières und Carignan.

28. August. Wir marschiren in der Richtung nach St. Menehould, der Kronprinz zu Wagen mit Graf Eulenburg und Dr. Wegener. Auf einer Kreuzungsstelle der Straßen wird kurzer Halt gemacht. 75 Kilometer nach Rheims, 16 nach Bar-le-Duc, so sagt der Meilenstein. Officiere kommen mit Rapporten angesprengt, die große Aufregung erzeugen. Unsere Cavallerie nämlich war mit den Franzosen bei Nouart engagirt gewesen. St. Menehould ist mit Truppen vollgepfropft. Eine wüste Masse zerbrochener Gewehre, Säbel und Pompiershelme liegt auf dem Marktplatz aufgeschichtet — Ergebniß der fürchterlichen Proclamation, die jeden, bei dem Waffen entdeckt werden sollten, mit dem Tode bedroht. Auf der Straße steht der Morast zollhoch. Mitten durch ihn erreiche ich mein Quartier. Eine alte Frau ist meine Wirthin. Sie schwört hoch und theuer, daß die Armée française irgendwo in der Nähe sei,

und uns allesammt todt machen werde, wofern wir nicht die Waffen strecken. Ich betheuerte ihr, daß ich nie und nimmermehr meine Stahlfeder strecken werde. Worauf Madame erklärte, daß die Engländer allezeit excentrisch und die Feinde Frankreichs seien, trotzdem dieses sie in der Krim gerettet habe. Da mir General Blumenthal's gestrige Auseinandersetzung vorschwebte, hörte ich die Kassandra ruhigen Geistes an und speiste mit gutem Appetit beim Kronprinzen, bei dem zwei Husaren-Officiere mit der Bestätigung früherer Rapporte über die Anwesenheit der Franzosen jenseit Boulays eintrafen. Blumenthal wiederholte seine Prophezeiung vom gestrigen Tage. „Sie sind offenbar verloren. Sie können uns nicht entwischen," sagte er mit angenommen gerührtem Tone. Der Kronprinz war ernst, aber keineswegs schwermüthig, obwohl er arg leidend war. Scherzend sprach er von dem scheußlichen Menu, das ihm Dr. Wegener verschrieben, und schaute dabei verlangend nach den Fleischgerichten, die von uns Anderen vertilgt wurden.

29. August. Ein langer und scharfer Ritt, als hätten wir ganz Frankreich über den Haufen reiten wollen. Seit drei Uhr Nachmittags befinden wir uns in Termes, einem elenden Oertchen, um das jetzt ungefähr 50,000 Mann zusammengedrängt stehen — Württemberger, Bayern, Preußen, Infanterie, Cavallerie und Artillerie in voller

Schlachtordnung. Der Kronprinz übernachtet in Senuc. Es riecht nach Action und — so schrieb ich heute an die Times — „bevor der Morgen graut, wird der Kronprinz sich möglicher Weise zu einer Schlacht rüsten müssen, nach der Paris sich sehnt und der Frankreich fieberhaft entgegenzittert.“

Russell's Witterung hatte ihn nicht betrogen: die Schlacht von Sedan war im Anzuge. Weißenburg und Wörth hatte er verpaßt, dafür ward ihm das seltene Glück zu Theil, einen großen Theil der Sedaner Schlacht überblicken zu können und früher noch durch einen bloßen Zufall das Terrain kennen zu lernen. Folgen wir seinem Tagebuche.

30. August. Je mehr ich die Karte studire, desto gläubiger hänge ich an der Prophezeiung Blumenthal's. Was gäbe ich nicht um eine Ordre de Bataille! Ich habe oft flehentlich um eine gebeten, erhielt auch wiederholt Zusagen, bekam aber nie eine in die Hände. Seckendorff sagte mir, die Behörden seien überaus erbost, weil eine, noch dazu eine ganz genaue, von einem deutschen Blatte — ich glaube von der Kölnischen Zeitung — veröffentlicht worden war.*) Ergo, sagte ich darauf,

*) Dies ist ein Irrthum. Die Köln. Ztg. hat nie eine andere Ordre de Bataille veröffentlicht, als diejenige, welche zu Anfang des Krieges vom Preuß. Staatsanzeiger mitgetheilt worden war und die allgemeine Truppenaufstellung enthielt. M. S.

könntet Ihr mir auch eine geben. Mein Ergo begegnete wieder tauben Ohren. Außerdem bin ich mit französischen Karten so schlecht versehen, als wenn ich ein französischer Stabsofficier wäre. Dagegen führte ich freilich die kostbarsten von der Rheinprovinz und Pfalz mit mir, und auch an französischen Zeitungen litt ich keinen Mangel. Sie lasen sich allesammt wie Tollhäuslerergüsse.

Als ich vergangene Nacht vor dem Schlafengehen noch einen Blick durch mein Fenster warf, entrollte sich vor mir ein gar wundervolles Bild. Alle Sterne des Firmaments schienen sich auf die Erde niedergesenkt zu haben, denn so weit das Auge zu schauen vermochte, brannten Wachtfeuer an den Hügellehnen, im tiefen Thal und in der weiten Fläche draußen. Bei den näher gelegenen hoben sich die Gestalten der Krieger mit Rembrandt'scher Farbengluth vom schwarzen Hintergrund ab, während sie vom fernen Horizont als Sterne verschiedener Größe und Nebelwölkchen herüberglänzten. An 80,000 Mann liegen ringsum zum Waffentanz bereit, dennoch hört man keinen Laut, als etwa das Wiehern eines Pferdes oder den Ruf einer Schildwache.

Zeitig machten wir uns auf die Beine. Im Morgengrauen wurden noch Karten studirt und wie gewöhnlich war der Herzog von Coburg mit einer Cigarre im Munde einer der Ersten auf der Straße. Gerade beim Auf-

bruche traf die Feldpost ein und aus den Zeitungen erfuhren wir eine Unmasse von Dingen über unsere Bewegungen. Das Meiste davon war, wie mir ein Stabsofficier bemerkte, aus den englischen Blättern in die deutschen übergegangen. „Passen Sie auf, Herr Doctor (dieser ewige Doctor bringt mich um), passen Sie auf, daß Sie nicht zu viel von uns erzählen, sonst werden Sie füsilirt.“ So sagte scherzend der Officier. Ich aber fürchte mich nicht, denn da ich nichts weiß, kann ich nichts erzählen. Wenn ich heute an die Times schreibe, daß wir in Termes sind, kann dies doch wahrlich nicht schaden, und wo wir heute Nacht sein werden, hüte ich mich sorgfältig, ihr mitzutheilen, weil ich es selber nicht weiß. Doch — hier kommt die Escorte angesprengt. Vorwärts! Und in kurzem Galop reiten wir gen Senuc, mitten unter Hurrahruf der Truppen, die, als sie die Prinzen erblicken, „Unsern Fritz“ unter ihnen vermuthen. Diesem schließen wir uns aber erst in Senuc an. Dort läuft das Wort durch die Runde, daß es in der nächsten Stunde möglicher Weise eine Action geben werde, und daß wir uns im Feuer nicht zu nahe um Se. Königliche Hoheit herumdrängen, sondern in Gruppen zerstreuen und die Uhlanen-Escorte jeder Zeit als unsern Vereinigungspunkt betrachten sollen. Letztere hatten die Fähnchen eingerollt und trugen ihre Lanzen gesenkt, die

Stabsofficiere aber waren ungewöhnlich liebenswürdig, tauschten mit uns Cigarrenzünder, ja, sogar Cigarren aus. Es war offenbar einer jener Momente, in denen der Mensch sich mit seinem Gott und seinen Mitmenschen auf möglichst angenehmen Fuß zu stellen bemüht ist.

Fünftes Capitel.

(Auszug aus Senuc. Vorahnungen der Entscheidung. Die Höhe von Sommes und was der Kronprinz dort sah. Hexenquartier in Oches. Leiden der Prinzen und ihre Morgentoiletten. Fächerförmige Ausdehnung des Heeres. Die Beziehungen des Kronprinzen zu den Soldaten. Noch einmal das Observatorium von Sommes. Russell reitet mit dem Herzog von Augustenburg gegen Bazeilles zu v. d. Tann. Wie sie ihn trafen und wie er sich äußerte. Schilderungen der Landschaft und der Bewohner. Die Bayern fühlen den Franzosen den Puls und erleiden bei diesem Geschäfte starke Verluste. Ihr Angriff auf Bazeilles zurückgeschlagen. Aufenthalt in Chemery. Der König und seine Erscheinung. Der Schlachttag von Sedan bricht an. Russell verliert im Nebel den Kronprinzen und seinen Stab aus dem Gesichte. Allein mit seinem Reitknecht gelangt er auf das Schlachtfeld.)

Es war am 30. August. Während man in London und anderwärts über die Bewegungen der kronprinzlichen Armee vollständig im Unklaren war, befand sie sich schon im besten Zuge, mit den französischen Heeresmassen zusammenzustoßen, die ihr böser Dämon dem Schlachtfelde von Sedan zuführte. Wir gaben im vorigen Capitel Russell's Bericht über den Auszug aus Senuc, wir setzen ihn im folgenden fort.

Unsere Cavalcade hatte nach halbstündigem scharfen Ritt die vordersten Colonnen überholt. Der Weg führte langsam abwärts in einen Thalgrund, bis wir aus diesem in ein freigelegenes Land gelangten. Vor uns streckte sich ein Höhenzug, der zur Rechten steil abfiel, links war Alles bewaldet. Der Prinz stieg vom Pferde, das Gefolge machte Halt. Auf einem Klapptisch wurde eine Karte aufgelegt. „Der hochgelegene Punkt dort muß Stonne sein, drüben Beaumont und die Pappelreihe vor uns auf dem Höhenzuge die Straße von le Chêne.“ In demselben Augenblicke fiel ein Kanonenschuß von dem Hügelzuge zu unserer Rechten, bald darauf ein zweiter und schließlich scholl aus der Ferne Kleingewehrfeuer herüber. „Sie sind in der Richtung von Beaumont aneinander“, hieß es. Es mochte 11 Uhr an der Zeit gewesen sein, der Prinz stieg wieder zu Pferde und schwenkte rechts ab. Da plötzlich fiel ein Kanonenschuß von dem vor uns liegenden Höhenzuge. Eine bei Stonne postirte Batterie hatte ihr Feuer eröffnet, ihr antworteten die deutschen Geschütze, und eben hatte sich unsere Infanterie zum schnellen Vormarsch angeschickt, als eine lange Linie dicken Rauches aus den Bäumen hervordrang und ein Geräusch an mein Ohr schlug, desgleichen ich früher nie gehört und das ich nur mit dem Heulen einer wilden Bestie vergleichen kann: es war das Geknatter

der Mitrailleuse. Die Franzosen standen somit vor uns. Eine Schlacht schien unvermeidlich, eines Jeden Auge und Fernglas richtete sich gespannt nach der eben erwähnten Pappelallee. Von dort beherrschte der Feind unverkennbar alle unsere Bewegungen. Wäre das 6. Armeecorps zur Stelle gewesen, es hätte den Franzosen übel ergehen können, da es sie in der Linken gefaßt hätte. In der That wurden Adjutanten zurückgesandt, um den Vormarsch des Corps zu beschleunigen. Mittlerweile entspann sich auf unserer äußersten Rechten eine andere Kanonade, deren Heftigkeit mit jedem Augenblicke zunahm. Das fortwährende Knattern der Kugelbüchsen und das anhaltende Gewehrfeuer deuteten auf ein ernstes Gefecht. Trotzdem blieb der Prinz unbeweglich, als ob er des Endes gewiß wäre. Und wirklich verstummte mit einem Male das französische Feuer. Sofort rückte deutsche Infanterie und Artillerie gegen die vor uns liegenden Höhen und bald sahen wir sie von oben hinabfeuern in die jenseits liegenden Thalgründe.

Nun ritt auch der Kronprinz vorwärts gegen den hochgelegenen Punkt Stonne. Dort steht ein Bauernhaus an der Straße, dessen Garten sich bis an den Rand des steil abfallenden Plateaus erstreckt und von dem aus wir eine wundervolle Aussicht genossen. Gerade vor uns im Norden konnten wir die jenseit des Ardennen-

waldes gelegene Hügelkette unterscheiden, welche die Grenze gegen Belgien bildet. Zwischen ihr und unserem Standpunkte lag eine wellenförmige, so reich bewaldete Gegend, daß sie uns als ununterbrochener Wald erschien, doch verriethen beim genaueren Ausblicken die faltenartigen Vertiefungen, daß die anscheinend ebene Waldfläche von tiefen Thälern und Flüssen durchschnitten sei. Zu unseren Füßen lagen liebliche Thalgründe, hier und da tauchte das Dach eines Schlosses oder Bauernhauses über Baumwipfeln auf und eine Rauchlinie bezeichnete die Straße, welche von den Franzosen bei ihrem Rückzuge gegen die Maas vertheidigt wurde. Offenbar waren sie, und zwar recht geschickt, unserer Front entwischt und hatten ihre Bewegungen durch eine furchtbare Artilleriemasse maskirt, die sie später rasch an sich gezogen. Unseren Truppen war somit blos ein Geplänkel mit dem Nachtrab beschieden gewesen.

In der Richtung von Beaumont dagegen mußte es scharf hergehen, da der ganze Horizont daselbst in Feuer aufzuckte. Leider waren wir zu weit entfernt, um das Geringste sehen zu können, und der Stab wußte schlechterdings nicht, wohin der Kronprinz sich für die Nacht begeben wolle. Einen Augenblick lang hatte es den Anschein, als ob wir auf dem Fleck übernachten würden, und schon wurde Stroh gesammelt, wurden Mäntel auf-

gerollt. Dem Kronprinzen kam die Meldung zu, daß Kaiser Napoleon gestern im Dorfe übernachtet habe, worauf er sich sacht die Hände rieb und die Bemerkung laut werden ließ: „In diesem Falle kann er nicht weit sein und muß wissen, daß der heutige Tag ihm schlecht bekommen wird.“ Es war etwas wie Mitleid im Tone des Prinzen, als er dies sagte.

Mit dem vorschreitenden Abenddunkel ließ das Feuer in der Richtung von Beaumont nach, aber dafür sahen wir deutlich, wie die französischen Geschosse in der Luft platzten und wie sie ihr Pulver vergeudeten.

Nach einer kurzen Berathung mit General Blumenthal stieg der Kronprinz zu Pferde und ihm nach ritten wir alle denselben Weg, den wir gekommen waren, zurück gegen Termes. Aber statt in diesem bezog der Kronprinz in St. Pierremont und die zweite Hälfte des Stabes in Oches Nachtquartier. O Oches! Oches! schreibt Russell, ich werde dich nie vergessen. An Aufregung war daselbst kein Mangel, denn es waren glorreiche Berichte eingetroffen. Die Bayern hatten de Failly's Corps bei Beaumont überrascht, es total geworfen, dessen Geschütze und Bagage erbeutet, und den Stabsofficieren war die Wollust beschert worden, an der leibhaftigen Tafel zu schwelgen, die für de Failly gedeckt stand. Mir ward es nicht so wohl. Nur mit Mühe fand ich Unterkunft

und diese war elend über alle Begriffe, im Hause zweier alten Weiber, die wie Hexen aussahen. In dieser Höhle von Endor sollte ich schreiben. Unmöglich! Nach dem vierzehnstündigen Tagesritt war ich müde zum Umsinken. Wohl griff ich zur Feder, wohl tauchte ich sie in das Tintenfaß, aber die Natur forderte ihre Rechte und halb bewußtlos sank ich auf mein Lager.

31. August. Der verflossenen Nacht werde ich mit Schauern gedenken bis in mein Grab. Es waren unserer drei in dem dumpfigen Loch eingepfercht und später gesellte sich noch ein Feldjäger dazu. Die beiden Hexen hockten die ganze Nacht über vor dem Kamin und schaukelten sich mit ewig blödsinnigem Gejammer, als ob sie lebendig geröstet werden sollten. Der Feldjäger schnarchte wie besessen. Aber alles das wäre zu ertragen gewesen, wenn ich den französischen Flöhen meines Lagers hätte beweisen können, daß ich kein Deutscher sei und sie ihren patriotischen Eifer an die unrechte Adresse verschwendeten. Manchem Höhergeborenen erging es freilich nicht viel besser: der Herzog von Coburg mußte sein Pferd selber striegeln, „das erste Mal seit fünfundzwanzig Jahren, seit ich nämlich Cadet war", versicherte er. Der Prinz von Mecklenburg schlief in einer Scheune auf Stroh, von dem noch am Morgen Spuren an seiner Toilette und in seinen Haaren zu erkennen waren. Der von Württem-

berg hatte sich mit dem von Hohenzollern in eine Stube theilen müssen, die etwa acht Fuß im Geviert maß, und der kleine Weimar schien nach seinen ausgestandenen Nachtleiden um volle zehn Jahre gealtert. Die Pferde sahen nichts weniger als wohlgepflegt aus und das Frühstücksbarometer stand unter Null. Ewigen Dank meinem Diener, daß er Thee in Vorrath hatte und etwas Honig auftrieb. Mit diesem im Leibe folgte ich den hohen Herren nach St. Pierremont.

Dort stoßen wir zum Kronprinzen und hören, daß kein Zweifel über die unmittelbare Nähe der gesammten französischen Armee mehr obwalte, daß ihre bisherigen Bemühungen, Metz zu erreichen, fruchtlos gewesen, daß sie jetzt fechten müsse, wo sie stehe, oder, gen Westen retirirend, eine Schlacht, mit der belgischen Grenze im Rücken, werde annehmen müssen. Der Kronprinz tritt aus dem Hause, in dem er übernachtet, sichtbar wohler und, wie Dr. Wegener versichert, „allem Möglichen gewachsen." General Blumenthal giebt mir eine Idee von den Dispositionen für den Tag und in kurzem Galop reiten wir aus St. Pierremont hinaus gegen Norden.

So viel ist jetzt auch dem Laien klar, daß Entscheidendes im Anzuge sei. Der Kaiser selber kann nicht weit sein und wir befinden uns auf einem Terrain, das schon von seinen Armeen gefegt worden ist. Als ich am ver-

wichenen Abend gegen einen Stabsofficier die Bemerkung fallen ließ, daß, wenn die französische Cavallerie einen Schuß Pulvers werth wäre, sie leicht einen Ueberfall auf St. Pierremont ausführen und das ganze Hauptquartier gefangen nehmen könnte, antwortete er lächelnd, daß sie ganz verteufelte Kerle sein müßten, um uns nur auf mehrere Meilen nahe zu kommen. Zur Bekräftigung dieser Behauptung zeigte er mir die Positionen auf der Karte, und ein vollständigerer Halbkreis von Posten, Patrouillen und größeren Truppenabtheilungen, welche jede Straße, jeden Feldweg, ja beinahe jeden Fuß breit Bodens bewachten, hätte in der That nicht ausgedacht werden können. Das kronprinzliche Hauptquartier läßt sich einigermaßen mit der Handhabe eines Fächers vergleichen, von welchem die Massen des deutschen Heeres in einem großen Halbkreise nach allen Richtungen hin ausstrahlten. Die Franzosen befinden sich am äußern Rande dieses Halbkreises und könnten jeden Augenblick durchbrochen werden, wenn der deutsche Fächer sich zusammenziehen und einen Stoß durch ihre Mitte führen wollte.

Bald befinden wir uns auf wellenförmigem Boden, der eine reiche Ernte getragen hatte, jetzt aber ein beschwerliches Marschterrain für die Infanterie abgiebt. Unser Weg führt uns mitten durch die Marschlinie des elften Armeecorps. Beim Herannahen des Kronprinzen

halten die Regimenter, machen Front und begrüßen ihn mit dreifachem donnernden Lebehoch. Er versteht die Kunst, sich beliebt zu machen, in hohem Grade, richtiger gesagt: sie ist ihm ureigen oder hat sich aus seiner angeborenen Liebenswürdigkeit unbewußt entfaltet. Er weiß, wie gern der Soldat seinen prinzlichen General leibhaftig vor Augen sieht, weiß auch, um wie viel mehr der gemeine Mann seinen Officier respectirt, wenn der prinzliche General diesen mit Aufmerksamkeit behandelt. Deßhalb spricht er die commandirenden Officiere der ihm begegnenden Regimenter jedesmal freundlich an, inspicirt nicht blos die Bataillone, sondern beinahe jede Compagnie. Heute rief er einen Mann, der sich durch eine besondere That ausgezeichnet hatte, vor die Front. Erschrocken gehorchte dieser dem Ruf und war ganz überwältigt, als ihm der Prinz die Hand schüttelte. Seine Kameraden grinsten darüber vor Freude und jubelten dem Prinzen wie Besessene nach. Solch erhebender Schauspiele giebt es auf dem Marsch ohne Ende, die Truppen sind wahrhaft siegesberauscht.

Wir eilten geradeswegs auf Stonne zu, nach demselben herrlichen Beobachtungspunkte, den ich gestern beschrieb. Des Prinzen Klapptisch und Feldstuhl wurden im Garten aufgestellt und der Stab saß ab, während Se. Königliche Hoheit mit General Blumenthal sich in

Karten vertiefte. Das große Fernrohr wird auf- und diverse Cigarren werden angesteckt — es ist ein Tabaks-concilium eigenthümlicher Art, zu dem schwache Kanonen-schläge aus großer Entfernung das Accompagnement ab-geben. Mit der Zeit werden sie lauter. Es vergeht eine Stunde und wieder eine, der Stab aber rührt sich nicht von der Stelle. Die Pferde, welche den Ordon-nanzen übergeben werden, vertreiben sich die Zeit, indem sie an den Kartoffeln knabbern, die von den Franzosen behufs ihres Mittagmahls auf Haufen zusammengetragen worden waren, und noch glüht die Asche ihrer Küchen-feuer längs der ganzen Hügelkette. Zur Abwechslung kommt ein Bauer in seiner Blouse dahergerannt, lamentirt fürchterlich, will bis zum Kronprinzen durchbrechen, um ihm zu klagen, daß er mitsammt seinem Wagen und Gespann gewaltsam aus seinem Dorfe requirirt worden sei, scheint sich aber im Uebrigen weder um das ferne Grollen der Geschütze, noch um die aufsteigenden Rauch-säulen zu kümmern. Da fordert der Herzog von Augustenburg mich auf, mit ihm hinab zu reiten, um zu sehen, was sich begebe. Nun ist es zwar nicht ganz correct, daß wir uns vom Stabe entfernen, aber die Versuchung ist zu groß, und so schleichen wir zwei uns in aller Stille von dannen. Der Reitknecht des Herzogs ist unsere einzige Begleitung.

Der Ritt verlohnte sich. Denn nach längerem Umherschweifen durch Wald und Busch gelangten sie auf eine Höhe, von der sie einen Theil der Gegend übersehen konnten, die als Schlachtfeld von Sedan fortleben wird in der Geschichte aller Zeiten.

Anfangs — so erzählt Russell — ging der Weg von Stonne im Zickzack hinab zu den Wäldern, die zwischen uns und der Maas sich ausbreiteten. Das 58. schlesische Regiment marschirte in derselben Richtung. Doch gelang es uns, dessen Linie durchbrechend, in den Wald zur Seite zu gelangen, in dem sich ein herrlicher Reitweg befand. Auf dem Rasen fortgalopirend und lediglich unserm Instincte folgend, kamen wir auf einen gewundenen Weg, der bald aus dem Walde hinaus-, bald, wieder in ihn hineinführte. Mein Compaß nützte wenig da ich versäumt hatte, die Stellung früher zu markiren, und der Reitweg war meist so schmal, daß er kaum für ein einziges Pferd Raum bot.

„Aufgepaßt!" rief plötzlich der Herzog. „Haben Sie gesehen?"

„Nein, was war's denn?"

„Ein französischer Soldat. Ich sah ganz deutlich seine rothen Hosen, aber er machte sich bei unserm Anblick aus dem Staube. Der arme Kerl versteckt sich vor uns."

Ich dankte ihm im Stillen für seine Vorsicht um

den eigenen Leib, denn ohne diese wäre es ihm ein Leichtes gewesen, uns aus dem Sattel zu schießen. Der Waldweg schien aber kein Ende nehmen zu wollen, bis wir endlich zu einem kleinen Gitter mit einer herrlichen Allee gelangten, die zu einem Schlosse führte. Das Gitter stand offen und wohlgemuth ritten wir hinein, mitten zwischen kleine Heerden friedlich grasender Rinder. Wir überschritten die Brücke, die über einen alten Ringgraben führte, und beschauten uns das Schloß, dessen Thor und Fensterläden fest verschlossen waren. Erst nach wiederholtem Rufe: „Qui est là?“ öffnete sich das Thor und heraus trat eine junge Dame von siebzehn bis achtzehn Jahren, welche in sichtlicher Angst auf die Uniform meines Begleiters blickte und nach unserm Begehr frug. Nachdem sie über den Zweck unseres Kommens beruhigt worden, rief sie einen Diener herbei, damit er uns den Weg nach Remilly über Raucourt zeige. Ohne Zweifel gab es noch mehr Leute im Schlosse, aber wahrscheinlich besaß das junge Mädchen noch das meiste Selbstvertrauen und war deßhalb als Pförtnerin gewählt worden. Der Himmel mag wissen, wie viel Angst das arme Kind schon ausgestanden hatte. Denn vor uns waren Franzosen und Preußen denselben Weg gekommen, schon hatte es in der Nähe des Schlosses kleine Gefechte gegeben und selbst als wir am Thore standen, war

das Knattern der Mitrailleusen durch die Stille der Wälder hörbar.

Dank freundlicher Führung gelangten der Herzog und ich aus dem Waldrevier hinaus auf offenes Land und, auf einer Anhöhe dahinreitend, öffnete sich uns ein Blick auf die Maas, auf eine in Flammen stehende Stadt und auf eine Reihe von Geschützen, die gegen einen uns in der Entfernung unerkennbaren Punkt losfeuerten. Uns zu Füßen lag Raucourt, welches, wie wir durch unsere Gläser sehen konnten, mit deutschen Truppen gefüllt war.

Noch eine Viertelstunde und wir befanden uns in Raucourt selbst, welches regelrecht geplündert worden war. Nie zuvor habe ich eine solche Verwüstung gesehen. Von innen bis nach außen war alles in Trümmern. Auf den Straßen lag eine unglaubliche Menge von leeren Flaschen und sämmtliche Hausgärten waren mit Federbetten angefüllt. Noch brannten die Lagerfeuer, welche mit Stühlen, Tischen und sonstigem Hausrath genährt worden waren. Frauen und Kinder standen schluchzend vor den Hausthüren zusammengedrängt, und als der Herzog vorüberritt, begrüßte ihn ein Chor von Stimmen, die ihn um Mitleid baten, während hie und da aus kleinen Haufen beiseite schleichender Männer Verwünschungen gehört wurden.

„General," rief eine der Frauen, „verbieten Sie doch Ihren Soldaten, daß sie uns unsere Hemden und unsere Wäsche nehmen!" Und in demselben Augenblicke sah ich zu meiner Freude, wie ein bayerischer Officier mit gezogenem Säbel zwei seiner Soldaten zum Profossen führte und zwei andere mit nichts weniger denn belobenden Aeußerungen vor sich her jagte. Er hatte sie nämlich bei der Plünderung eines Hauses ertappt. Der Herzog meinte, daß vielleicht die Franzosen ein gut Theil Schuld an dem Jammer der Stadt trügen. Denn sie waren hier durchgekommen, der Kaiser hatte den Ort erst gestern verlassen und an einer der Hausthüren stand noch mit Kreide geschrieben: „Tenu pour les chevaux du Général Ducrot."

Von Herzen froh, dieser Jammerscene den Rücken zu kehren, ritten wir vorwärts gegen den Hügelkamm, auf dem wir die bayerische Artillerie erblickt hatten. Längs der Straße stand ein Uhlanenregiment bei seinen Pferden; ein anderes Regiment, bayerische Küraſsiere, befand sich auf dem Marsche als Bedeckung einer Artilleriedivision, und mehrere Infanteriebataillone hielten in den Feldern. Wir folgten der Straße, die mit unzähligen Flaschen besät war. Niemand aber konnte dem Herzog sagen, wo General von der Tann, den er suchte, sich befinde, bis wir endlich nahe bei Haraucourt auf eine

Ordonnanz stießen, die mit Depeschen für ihn unterwegs war.

Ein Ritt von wenigen Minuten brachte uns zu zwei, hinter Remilly auf einer Anhöhe aufgefahrenen Batterien. Ein starker hochgewachsener Mann, mit grauem Haar, schönem soldatischen Aeußern und narbenbedecktem Gesichte stand neben den Kanonen und beobachtete durch sein Fernglas eine brennende Stadt, die an dem andern Ufer der an unsern Füßen vorüberfließenden Maas gelegen war. Es war der General von der Tann und die Stadt war Bazeilles, die unglückselige, dem Verderben geweihte.

Der General empfing den Herzog auf das Höflichste und auch mit mir sprach er freundlich von alten Zeiten, vom Jahre 1848, als er in Schleswig-Holstein gestanden.

Von dem Hügel, auf dem wir standen, konnten wir Sedan mit seinen Mauern und Thürmen vortrefflich sehen, und offen lag der Plan, der so bald Schlachtfeld werden sollte, zu unseren Füßen hingelagert. „Dort sehen Sie die Franzosen" — sagte der ehrwürdige General — „drei vollständige Armeecorps. Sie werden verzweifelt fechten, denn der Kaiser ist bei ihnen, nebst Mac Mahon und allen ihren besten Generalen." Und in der That! da waren sie vor unseren Augen auf allen Hügellehnen, auf allen den Wald durchkreuzenden Straßen

— Soldaten aller Waffengattungen. Man hätte es kaum für möglich gehalten, daß sie von der ihnen drohenden Gefahr keine Ahnung haben sollten. Und doch waren sie in jenem Augenblicke schon nahezu eingeschlossen; der eiserne Ring, der sie vernichten sollte, stand nur mehr gegen Norden noch zur Nothdurft offen.

„Wir sind jetzt daran,“ bedeutete uns von der Tann, „ihnen hier herum den Puls zu befühlen.“ Und bald nachdem er dies gesagt hatte, sah ich die Spitze einer bayerischen Infanteriecolonne unter uns auf der die Maas kreuzenden Eisenbahnbrücke auftauchen und längs des nach Bazeilles führenden Dammes dahin marschiren.

„Unterminirt haben sie die Brücke,“ sprach der General, „gesprengt aber haben sie sie nicht. Sonderbares Volk das!“

In demselben Augenblicke kam ein hochgewachsener, soldatisch aussehender Mann auf uns zu, der als General Stephan vorgestellt wurde. Er sprach ausgezeichnet englisch. Seine Division war es, welche zur Attaque gegen Bazeilles commandirt worden war. Wir beobachteten sie mit großer Spannung, als sie sich den Damm entlang bewegte und in ein Gehölz eintrat, welches sich bis an die Stadt und die Mauern der Gärten erstreckte. Die Spitze der Colonne schien ohne Widerstand in den Ort einzurücken und die ganze zur Eisenbahnbrücke führende

Straße strahlte von Bayonnetten, denn es befanden sich ungefähr 9000 Mann in Bewegung.

Da plötzlich erscholl Kleingewehrfeuer aus den Straßen von Bazeilles. Die bayerischen Batterien, verstärkt durch zwei andere weiter rückwärts postirte, verdoppelten nun ihr Feuer, aber Blitze, die zwischen den Bäumen aufschossen, sagten uns, daß die Franzosen ihre Artillerie ebenfalls und zwar auf die Flanken der Bayern spielen ließen. Allerdings platzten ihre Geschosse, bevor sie letztere erreichten, aber nach Verlauf weniger Minuten heulte im Innern von Bazeilles eine Batterie von Mitrailleusen und aus den Gärten stiegen dicke Wolken Kleingewehrfeuers auf zum Himmel.

Ein staubbedeckter Adjutant auf schäumendem Rosse kam zu General Stephan angesprengt. Er meldete, daß die Jäger schwer gelitten und nicht tiefer in das Innere der Stadt vordringen gekonnt, sich jedoch in der Vorstadt festgesetzt hätten. Von der Tann war darüber unwillig und bestürzt. Er hatte den Angriff im Vertrauen auf eine Demonstration gemacht, die zu seiner Rechten durch den Kronprinzen von Sachsen hätte in Scene gesetzt werden sollen. Davon war aber nichts zu sehen. Dagegen wurden, wenn der dichte Rauch durch den Wind bei Seite getrieben wurde, jenseits von Bazeilles Franzosen sichtbar, die gegen die Stadt marschirten.

Sie brannte an sieben bis acht verschiedenen Stellen. Die Bayern zögerten eine Weile. Dann sah man sie aus den Obstgärten rasch retiriren und Deckung hinter dem Eisenbahndamme suchen. Dort erlitten sie durch die französische Artillerie, die nun besser zielte, so starke Verluste, daß sie (um halb vier Uhr) auch diese Linie eiligst aufgeben mußten. Die bayerischen Officiere schienen sehr zornig zu sein und von der Tann hätte, wie ich glaube, sein ganzes Corps vorrücken lassen, um Bazeilles zu erstürmen. Welche Weisungen er hatte, weiß ich nicht. Aber sämmtliche Officiere seines Stabes scheinen der Ansicht zu sein, daß in Folge eines Mißverständnisses viele Leute nutzlos geopfert worden waren. Schließlich löste die Action sich in ein Artilleriegefecht auf, in welchem die französischen Batterien durch das entschieden überlegene Feuer der Bayern wiederholt zum Schweigen gebracht wurden.

Es war fünf Uhr Nachmittags, als die beiden Reiter von dem General v. d. Tann Abschied nahmen und den langen Weg nach Chemery antraten, woselbst der Stab übernachten sollte.

Chemery, 31. August. Die Ruhe that nach dem langen Ritte doppelt wohl, und früh am Vormittage kam der König von Vendresse herüber nach Chemery, um mit dem Kronprinzen zu conferiren. „Nach allem,

was ich von ihm gesehen," schreibt Russell, „hat es niemals noch einen wirklicheren Ober-Commandanten als diesen greisen König gegeben. Die Geschichte wird ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Gegenwärtig wird er durch den Ruf Moltke's und Bismarck's überschattet oder verdunkelt, aber er übt den thätigsten Einfluß und die vollständigste Ueberwachung über die militärischen Operationen aus, behält bei der Verwaltung des Heeres oder der Leitung des Personals vollständig und absolut das Heft in Händen. Er, der dieses große Heer geschaffen, weiß es auch zu verwenden. Sein Auge ist so klar und scharf, als wäre er 20, nicht 72 Jahre alt, und den Soldaten versteht er vom Stiefelabsatz bis zur Helmspitze.

Bevor Russell sich zur Ruhe begab, wurde er nach dem Hauptquartier beschieden, woselbst er einen Wink über das erhielt, was sich vorbereitete. Dem zufolge sorgte er für gute Fütterung seiner Pferde, legte sich das Nothwendigste zurecht, um für alle Fälle bereit zu sein, füllte seine Satteltaschen, versorgte seinen Revolver und nicht minder sorgsam sein Tintenfläschchen mit neuer Ladung. Vom Quartier des Kronprinzen nach Hause kehrend, sah er durch die erleuchteten Fenster, wie dieser mit verschränkten Armen im Gemache auf- und abschritt. Ordonnanzen standen neben ihren Pferden bereit und

durch die Drähte des Feldtelegraphen, die in das Haus hineingeleitet worden waren, schwirrten ohne Zweifel bedeutungsvolle Worte. „Morgen wird ein Tag aller Tage werden", mit diesen Worten schließt er seine Notizen am 31. August.

1. September. Der Schlachttag von Sedan! Wie viel die Glocke geschlagen, so erzählt unser Freund, als heute Morgen Jemand an meine Thür klopfte und eine rauhe Stimme rief: „Der Kronprinz läßt Ihnen sagen, Sie sollen zur Schlacht kommen", vermag ich nicht anzugeben. Das Eine nur weiß ich, daß ich einen Monat meines Lebens für zwei Stunden verlängerten Schlafes gegeben hätte. Die Kanonade von Bazeilles summte mir im Ohre nach, und mir war's, als ob ich in Mitte der Bayern vor Remilly erwacht wäre. Es war pechdunkel, und mit Schwierigkeit vermochte ich meinen Reitknecht, die Pferde zu satteln. Als dies geschehen, waren Kronprinz und Stab schon im Morgennebel verschwunden. Zum Glück hatte ich durch meinen gestrigen Ausflug eine allgemeine Vorstellung von der Position und schlug demnach den Weg nach Norden, gegen Remilly ein. In fünf Minuten war ich mit meinem Diener allein. Kein Laut war zu hören, keine Seele zu sehen, aber gelblicher Feuerschein auf dem Boden, der durch den Nebel sichtbar war, kennzeichnete die verlassenen Wachtfeuer. So ritten

wir bis gegen fünf Uhr und, da der Nebel sich mittlerweile gelichtet hatte, konnte ich eine Truppe Soldaten erkennen, die gegen Raucourt marschirte. Es war eine Division der Hartmann'schen Bayern, die v. d. Tann in seinem Angriff auf Bazeilles zu unterstützen bestimmt war. Einige Zeit ritt ich mit ihnen.

Die Truppe hatte lange im Freien auf den Feldern campirt, ihre Uniformen waren beschmutzt, ihre Stiefel kothig, ihre Gesichter ungewaschen. Tiefe Stille herrschte in den Reihen und als sie dahinzogen, war das Geklapper ihrer Kochgeschirre und Feldflaschen das einzige Geräusch, welches ihren schweren Tritt übertönte. Rosig gelaunt schienen sie mir eben nicht zu sein. Eher ängstlich, aber dabei doch resolut durch und durch. Bei solchen Gelegenheiten ist es immer gerathen, die Officiere, an denen man vorbei muß, zuerst zu salutiren. Dann erwidern sie in der Regel den Gruß, da sie alles in der Ordnung glauben. Wenn aber der Officier zufrieden ist, erhebt der gemeine Mann gewiß keine Schwierigkeit. Wenn aber einer erst wartet, bis er angesprochen wird, dann giebt es immer Zeitverlust mit Erklärungen und Paßrevisionen. So gelang es mir diesmal, die Flanke der Colonne zu passiren, ohne daß Jemand eine Frage an mich gerichtet hätte, aber ich konnte doch sehen, daß viele Officiere verdutzt waren über die Erscheinung eines Civi-

listen mit seinem Reitknecht hintendrein in so früher Morgenstunde und inmitten solcher Scene.

Die Nebel hatten sich allmählich verzogen (es war fünf Uhr), lagerten aber noch wie ein See von Milch über dem Thale der Maas. Mit Hülfe von Compaß und Karte gelangte ich zu einer allgemeinen Vorstellung der Situation. Zu meiner Rechten lag das Thal von Remilly, an dessen äußerstem Ende gestern v. d. Tann gestanden hatte. Dessen eingedenk, wandte ich mich mehr links, um auf dem höher gelegenen Terrain der gegenüberliegenden Seite zu bleiben und Sedan näher zu kommen. Die Morgenfrische war kostbar. In den kleinen Thaleinbuchtungen weidete Vieh, zwischen den Stoppeln zwitscherten Vögel, aber eine Menschenseele, die ich hätte ausfragen können, war nirgends zu erblicken. Da schlug plötzlich ein fernes dumpfes Rollen an mein Ohr. Dann wieder und wieder. Ueber dem Nebelmeer hinweg konnte ich die bewaldeten Umrisse der Hügel in der Richtung der belgischen Grenze erkennen und weit nach rechts kleine weiße Wölkchen, die wie Baumwollflocken in der Luft schwebten. Ich kenne jetzt diese Gattung von Gewölk: es waren französische Geschosse, die, wie gewöhnlich, zu früh platzten.

Rasch trabte ich eine Schlucht entlang, auf einem kleinen Saumpfad vorwärts und gelangte von diesem

auf die Straße an einem Punkte, wo ein Bauernhaus stand. Vor demselben befanden sich zwei vor Schrecken zitternde alte Frauen, mit fünf oder sechs Mädchen und mehreren Kindern. Als sie meiner ansichtig wurden, rannten sie allesammt in das Haus. Da sie jedoch an mir keine Spur der Uhlanenlanze oder der bayerischen Uniform wahrnahmen, steckten sie wieder die Köpfe heraus, und eines der Mädchen, welches ein Kind auf dem Arm trug, näherte sich mir zaghaft.

„Giebt es Gefahr?" sprach sie mich an.

„Giebt es Gefahr?" riefen die Andern im Chor.

Ich beruhigte sie mit der Versicherung, daß die Schlacht viele Meilen weit entfernt sein werde und frug sie, ob denn Niemand zu ihrem Schutze bei ihnen sei.

„Nein," antworteten sie. „Die Männer sind alle fort. Die ganze Umgebung ist verlassen. Und das arme Bazeilles, dort drüben über dem Hügel, hat die ganze Nacht gebrannt."

„Bleibt ruhig im Hause und Niemand wird euch was zu Leide thun" — so tröstete ich sie und hoffe zu Gott, daß mein Trost wahr geworden ist.

Rasch ritt ich nun weiter, bis ich bald nach sechs Uhr auf einen die Maas überhängenden Hügelkamm gelangte. Rasch auch verziehen sich die Nebel, der Vorhang rollt auf, es beginnt das Spiel.

Noch immer hatte ich keine Preußen zu Gesicht bekommen. Aber um halb sieben Uhr wurde die Kanonade zur Rechten, in der Richtung von Douzy hin, lebhaft, und mir schien, als hörte ich ab und zu das Heulen der Mitrailleuse. Die Sonne drang mit Macht aus den Wolken und unter mir erglänzten die Bayonnette und Helme der bayerischen Colonnen in ihren Strahlen. Ein wenig zu meiner Rechten lag Bazeilles. Eine Abtheilung Bayern marschirte über die hinführende Eisenbahn, und eine andere Infanterie-Abtheilung dehnte sich jenseit des Flusses weiter abwärts über die Felder aus. In dem Maße, als die steigende Sonnenwärme den Nebel zerstreute, enthüllten sich mir mit jedem Augenblicke mehr die Anordnungen, die während der Nacht zur Reife gediehen waren. Sämmtliche Batterien der Bayern schienen auf den Hügelvorsprüngen, welche steil gegen die Maas abfallen, concentrirt zu sein, und als das helle Tageslicht den Kanonieren genaueres Zielen gestattete, hämmerten sie methodisch auf Bazeilles, die Eisenbahn, Balan und Sedan selber los. Letzteres, dessen Felder zum Theil unter Wasser standen, schien von meinem Standpunkte aus, Venedig gleich, aus der See herausgewachsen. Auf den Hügeln aber, durch Wälder und Gärten, so wie in den Thälern unten glänzte es von Bayonnetten, wie Mondscheinlicht auf dunklen Meereswellen. Ich ver-

mochte die französische Linien-Infanterie, ihre Chasseurs, Turcos, Zuaven und Artillerie zu unterscheiden, die alle nach Rechts drängten, als ob der französische General seine Truppen dort concentrirte, um dem Angriffe des Kronprinzen von Sachsen zu begegnen. Was zu meiner Linken vorging, konnte ich nicht sehen, zu meiner Rechten aber erhob sich eine dunstige Wolke, die mit jedem Augenblicke breiter und dichter wurde. Sie dehnte sich längs der Front der Waldungen bis ostwärts von Sedan aus. Flockige Wölkchen von platzenden Hohlgeschossen erschienen am Himmel. Ab und zu drang auch Gewehrfeuer zu mir herauf, mitten durch den Donner der bayerischen Kanonen, die mit teuflischer Ruhe bedient wurden. Weßhalb sollten sie auch nicht, da die Franzosen ihnen die Antwort schuldig blieben? Sechs Batterien waren hier bei der Arbeit, und eben dachte ich über die unerklärliche Stille der Franzosen in Sedan nach, als plötzlich weißer Rauch von dessen Wällen aufschoß und aus diesem eine Kugel über die Bayern hinflog. Ihr folgte bald eine zweite. Offenbar hatten sie uns endlich aufs Korn genommen, in Folge dessen der commandirende Officier die Stellung seiner Batterien änderte, um sie bald von Neuem spielen zu lassen.

Die ganze Gegend östlich von Sedan brodelte gewisser Maßen von schweren Infanteriemassen. Um acht

Uhr war das Schlachtengetöse daselbst furchtbar. Offenbar waren die Franzosen durch den Kronprinzen von Sachsen auf eine Linie gedrängt worden, die sie mit äußerster Hartnäckigkeit vertheidigten. Ihre Kugelspritzen sprachen geschäftig drein und mit jedem Augenblicke wurde das Schauspiel fesselnder. Von meinem Standpunkt aus konnte ich beinahe in das Innere von Sedan hineinschauen, konnte die Soldaten auf den Wällen, die Einwohner auf der Brücke erkennen. Der Kronprinz von Sachsen — das war mir klar — hatte gegen einen furchtbaren Widerstand anzukämpfen, denn von acht bis halb neun Uhr hatten sich die Linien kaum geändert. Auch die Bayern zu meinen Füßen waren nicht um Vieles vorwärts gekommen. Wohl stand Bazeilles in Flammen, aber die Infanterie zwischen den Mauern, Gärten und Häusern im Osten der Stadt erlitt starke Verluste, ohne anscheinend Terrain zu gewinnen. Da es ein schreckliches Gefühl ist, in gedeckter Stellung mit anzusehen, wie Menschen niedergeworfen werden und mit ihren verstümmelten Gliedern bei Seite kriechen, ohne daß Hülfe möglich wäre, verließ ich meinen bisherigen Standpunkt, und wenige Minuten später befand ich mich in dem dichten Gehölze, welches die Position vom Thale von Remilly und von den Hügeln von Wadelincourt verhüllt.

Sechstes Capitel.

(Der Schlachttag von Sedan. Russell gelangt, während er den Kronprinzen aufsucht, in die Nähe des Königs, Moltke's und Bismarck's. Ein Theil des Schlachtfeldes entrollt sich seinen Blicken. Später gelangt er zum Standpunkt des Kronprinzen, von wo sich ihm ein noch besserer Einblick in die Operationen erschließt. Beschreibung der Schlacht bis zur vollständigen Umzingelung des französischen Heeres und zur Beschießung von Sedan.)

Russell, der, wie man sich erinnern wird, im dichten Morgennebel des 1. September den Stab des Kronprinzen verfehlt und allein mit seinem Reitknecht die Beschießung von Bazeilles durch die Bayern eine Zeit lang mit angesehen hatte, war, des blutigen Schauspiels müde, in den Wald eingebogen, um einen neuen Beobachtungsstandpunkt aufzusuchen. Das Glück war ihm an diesem Tage besonders gewogen: er sah von der Sedaner Schlacht mehr, als den meisten derer, die sie mitmachten, beschieden war, und da er mit meisterhafter Darstellungsgabe das Geschaute zu beschreiben versteht, wollen wir seinen Schilderungen des unvergeßlichen Schlachtentages eingehend folgen, überzeugt, daß sie trotz

allem, was darüber schon geschrieben wurde, lebhaftes Interesse erregen werden.

Der Wald, in den ich einbog — so erzählt er — war so dicht, daß der Lärm von draußen in ihm abgetönt wurde und man das Rauschen der Gebüsche hören konnte, wenn aufgescheuchtes Wild es durchbrach. Zahllose Pferde durchkreuzten ihn. Meinen Compaß zu Rathe ziehend, schlug ich die Richtung nach Westen ein, und schon nach einer Viertelstunde befand ich mich im Freien. Nahe vor mir, inmitten eines grünen, auf der Höhe eines Hügels gelegenen Feldes, stand eine Gruppe von Officieren, die durch ihre Fernrohre schauten. Weiter rückwärts, durch eine Bodenvertiefung gedeckt, befand sich eine noch größere Anzahl derselben mit einer Uhlanen-Escorte. Ich hielt sie für die des Kronprinzen und galopirte freudig auf sie zu, als ein Officier wüthend gegen mich ansprengte und mir zurief: „Abgestiegen, Herr! Sehen Sie denn nicht, daß der König dort steht?“ Kaum hatte er geendet, flog eine aus Sedan abgefeuerte Kugel daher und bohrte sich in den Boden, nahe an dem Punkte, woselbst der König mit Moltke, Bismarck und drei oder vier Herren seines Stabes Stellung genommen. Dadurch entstand einige Bewegung unter den Officieren, und mehrere von ihnen warfen mir wüthende Blicke zu, als ob ich verbrecherischer Weise schuld an dem Schusse

gewesen wäre. Die Escorte erhielt Befehl, noch weiter zurückzuweichen, und die um den König stehenden Officiere wurden angewiesen, minder dichte Gruppen zu formiren. Der König sprach selten, strich seinen Schnurrbart oft und richtete nur ab und zu ein Wort an Moltke, Roon oder Podbielski. Zuweilen blickten die beiden Erstgenannten durch ein aufgestelltes Fernrohr gen Osten, doch dürfte es ihnen wegen der Bodenformation kaum möglich gewesen sein, die Position des Kronprinzen von Sachsen zu unterscheiden. Desto klarer war, was sich auf ihrer Rechten begab. Die Position zwischen Donchery und Sedan ließ sich gleich einem Diorama überblicken. Moltke stand meist nachdenklich, mit seiner rechten Hand an der Wange, den Ellbogen auf die linke Handfläche gestützt; Bismarck, der sich mehr abseits hielt, rauchte stark und unterhielt sich zeitweilig mit dem amerikanischen General Sheridan, während Prinz Adalbert, Prinz Karl und die Herren des königlichen Stabes sich die Zeit mit Rauchen, Essen und Beobachten vertrieben.

Ein Blick nach links zeigte mir, daß der Kronprinz seinen furchtbaren Angriff auf die französischen Stellungen im Westen und Norden von Sedan begonnen hatte. Unten in der vor uns liegenden Thalebene waren in einer Biegung der Maas starke Cavalleriemassen in

schönster Ordnung aufgestellt, oben auf den Höhenkämmen marschirten lange schwarze Massen preußischer Infanterie, deren Pickelhauben im Sonnenlichte glänzten. Vor ihnen in der Fronte blitzten von jedem Hügel und aus abgesondert stehenden Baumgruppen heraus fortwährend Schüsse aus Dutzenden von Batterien auf, die ihr Feuer gegen die oberhalb von Floing postirten Franzosen richteten. Letztere litten fürchterlich, ihre Geschütze vermochten nicht das Geringste gegen die preußischen Batterien, und wiederholt mußte die französische Infanterie ihre Stellungen aufgeben.

Oberhalb des Dorfes Glaire, in einer Art Hohlweg, stand ein starkes französisches Cavalleriecorps, ungefähr eine Brigade, und hinter ihm konnte ich noch mehr Cavallerie erkennen, darunter ein Regiment Kürassiere. Die Sonne schien mit Macht, und vermittelst eines guten Fernrohres ließen sich die Gegenstände auf große Entfernungen genau erkennen. Bisher war die ganze Kraft des französischen Widerstandes unverkennbar gegen den Kronprinzen von Sachsen gerichtet worden, dafür zeugte die Richtung ihrer Colonnen. Hätte jedoch der französische Ober-Commandant an der Seite des Königs von Preußen stehen können, dann wäre ihm in jener Stunde schon das Verzweifelte seiner Lage klar geworden. Denn wie sollten die Position von Floing und die Höhen im

Westen und Nordwesten von Sedan mit einem einzigen Corps vertheidigt werden können gegen die furchtbare Macht, die sich dort zusammenzog, deren Bayonnette auf meilenweiten Strecken glänzten, von deren Heersäulen der Boden bedeckt war und die ruhig wie das Schicksal als große Kriegswolke heranzogen zur Vernichtung des ohnmächtigen Gegners!

Erst um neun oder halb zehn Uhr erblickten wir die ersten Anzeichen, daß die Franzosen durch die drohenden Bewegungen der kronprinzlichen Armee in Alarm geriethen. Sie zogen nämlich um diese Stunde Truppen auf ihrer Linken zurück und dirigirten von hinter Sedan Colonnen gegen Floing. Ueberblickte man den Plan, der, weil nicht in Geschützrauch eingehüllt, in diesem Augenblicke klarer hervortrat als irgend ein Schlachtfeld, das ich je früher gesehen, so entdeckte man bald große Verwirrung unter dem französischen Heere. Regimenter oder Bataillone waren gesprengt und unter einander gemischt, Gruppen von Nachzüglern zogen in verschiedenen Richtungen über den offenen Raum, unregelmäßig war das Feuer ihrer Geschütze, und Staubwolken, die aus dem Walde aufstiegen, ließen vermuthen, daß ihre Infanterie und Cavallerie in ihm planlos vor- und zurückmarschire. Nach einiger Zeit hörte dieses wirre Hin- und Herbewegen auf. Die Truppen auf dem Plateau von

Floing nahmen Positionen ein, um anscheinend die nach der Stadt führenden Wege zu decken, während auch die Bewegungen gegen das Gehölz bestimmten Charakter annahmen. Von da an wüthete die Schlacht auf beiden Seiten dieser engen Fronte mit großer Heftigkeit. Die aus dem Gehölze zur Rechten debouchirenden Preußen machten verzweifelte Anstrengungen, um die Bayern zu unterstützen, die um den Besitz von Bazeilles kämpften, und dicke, schwarze Rauchwolken, die aus den Bäumen aufstiegen, gaben Kunde von dem Zerstörungswerke, das sich in der unglückseligen Stadt begab.

Ich verweilte geraume Zeit beim Stabe des Königs, da ich über die Stellung des Kronprinzen keine bestimmte Mittheilung erlangen konnte. Er stand irgendwo links, wie man mich bedeutete, aber da ich nicht Lust hatte, mich abermals in eine blinde Jagd zu vertiefen, blieb ich, wo ich war. Bot doch der Fleck, auf dem die drei furchtbaren Schicksalsgötter Frankreichs — der König, Moltke und Bismarck — beisammen standen, genügende Anziehungskraft. Um mich herum standen Officiere, deren Augen das Schlachtfeld in großer Aufregung durchforschten und die einander mit zitternden Lippen ihre Beobachtungen zuflüsterten: — „Die Franzosen sammeln sich dort drüben mit Macht! Sie scheinen eine neue Attaque auf Bazeilles zu beabsichtigen!" .... „Weßhalb dringen

die Sachsen nicht schneller vorwärts?" .... „Ein zäher Kampf! Sieh doch, wie ernst Se. Majestät dreinschaut!" .... „Bismarck hat eben gelacht" und dgl. mehr.

Gegen feindselige Demonstrationen war unser Standpunkt durch die Maas geschützt. Nie wird sich in unserer Zeit weittragender Geschütze eine Schlacht vielleicht wieder so gut und sicher überblicken lassen, als diese von diesem Flecke. Der Plan zur Rechten war allerdings durch die Waldungen zum großen Theil verdeckt, desto deutlicher lag Sedan und das Plateau gegen Illy vor meinem Blicke. Der König stand meist regungslos, außer, wenn er Moltke oder Roon auf irgend etwas aufmerksam machte, Bismarck dagegen schien sich in Gesprächen mit General Sheridan zu gefallen. Da, es mochte elf Uhr sein, kam Graf Seckendorff mit einer Depesche des Kronprinzen links aus dem Walde geritten und als er zurückritt, schloß ich mich ihm an. „Der Kronprinz" — so sagte er mir — „ist nicht weit und die Franzosen sind geliefert trotz ihrer tapfern Gegenwehr. Der Kaiser ist unter ihnen und sie verursachen uns schwere Verluste, aber wir besorgen nur mehr das Eine, daß sie durchbrechen und nach Belgien entkommen, bevor die beiden Armeen in ihrem Rücken einander die Hände reichen könnten."

Ein kurzer Ritt durchs Gehölz, eine kleine Schlucht

hinab, dann wieder eine sanft ansteigende Anhöhe hinauf und ich sah den Kronprinzen vor mir; an seiner Seite General Blumenthal mit einem oder zwei Officieren; daneben das Fernrohr auf dem Gestell und der Feldtisch mit Karte; vor ihm das ganze ausgedehnte Schlachtfeld. Denn jetzt drängten das 5. und 11. Armeecorps aus dem Maasthale vor nach dem Plateau. Von diesem Punkte überblickte man noch besser als von dem des Königs, was sich rings um Floing begab. Die furchtbare preußische Artillerie donnerte aus einem ununterbrochenen Dampfgürtel heraus ihre Geschosse in die französischen Massen. Ich notirte, was ich sah, alle fünf Minuten. (Diese Notizen wurden mit anderen sammt dem Ordonnanz-Officier, der sie trug, bei einem Ausfall von Verdun abgefangen.) Nur von den Vorgängen zur Rechten konnte noch Niemand sich eine rechte Vorstellung machen. Aber selbst weit draußen zu unserer Linken wurde gefochten, dort wurde nämlich Vinoy und die Besatzung von Mézières durch die Bayern beschäftigt.

Ich hatte schon oben bemerkt, daß durch den Vorsprung des Plateaus von Floing Dorf und Terrain unterhalb desselben den Blicken entrückt waren; das heraufdringende Kleingewehrfeuer aber sagte uns, daß sie zähe behauptet wurden. Wo die Franzosen jedoch das oberhalb liegende Terrain besetzt hatten, wurden sie von

der deutschen Artillerie buchstäblich zermalmt. Rückwärts hielt französische Cavallerie in nothdürftiger Deckung lange Zeit unbeschäftigt, bis plötzlich auf dem Kamme des Plateaus, gerade oberhalb des Dorfes, preußische Helme sichtbar wurden. Es waren Plänkler, gegen die nun ein Cavallerie-Angriff vorgenommen wurde. Vor diesem zerstoben die Plänkler wie der Wind. Aber allmählich rückten Infanterie-Colonnen geschlossen nach und die französischen Cavalleriechargen, gegen die sie feststanden, nahmen ein fürchterliches Ende. Die französische Schwadron, welche eine dieser Chargen ausführte, ritt fast durchwegs Grauschimmel. Bis auf nahezu 600 Fuß ließ die preußische Infanterie sie nahe kommen, ohne einen Schuß zu thun, dann aber eröffnete sie ihr mörderisches Feuer und im Nu war die besagte Schwadron in einen formlosen Haufen niedergeworfener Rosse verwandelt, von denen sich die Reiter, mehr oder weniger schwer getroffen, loszumachen versuchten. Wo Mann und Roß unverletzt war, jagten sie zurück, um hinter ihrer Infanterie Deckung zu suchen. Es war ein merkwürdiger Anblick und von meinem Standpunkt aus schaute sich der Plan wie ein Teppich an, der mit Fetzen weißen, stellenweise mit bunteren Flecken untermischten Papiers bedeckt war.

Ein langes Gemurmel der Befriedigung ließ sich im Stabe des Kronprinzen vernehmen, und dieser selber

bemerkte ungewöhnlich lebhaft mit einer Wendung gegen die Officiere: „Das war wahrhaftig gut gethan. Wer commandirt dort drüben? Wer commandirt das Bataillon?“ Ich glaube, kann's aber nicht verbürgen, daß es Hauptmann v. Strantz vom 5. Jäger-Bataillon gewesen. Wie er aber immer geheißen haben mag, er verlor nicht viel Zeit, ließ seine Plänkler sich abermals entwickeln und folgte ihnen rasch vorwärts gegen eine Art von Laufgraben, woselbst mehrere Tausend Mann verschiedener bunt durcheinander gemischter Regimenter ihn mit lebhaftem Feuer empfingen. Diesmal standen die Chancen für ihn besser. Denn von Floing kamen die Bataillone des 5. Armeecorps geschlossen angerückt. Vergebens warf dasselbe französische Cavallerie-Regiment, das eben mit so furchtbaren Verlusten zurückgeschlagen wurde, sich ihnen entgegen. Es wurde durch ein mörderisches Infanteriefeuer und durch eine rasch aufgefahrene Batterie so energisch empfangen, daß es unmöglich Stand halten konnte und im gestreckten Galop nach rückwärts Deckung bei seiner Infanterie suchte.

Um diese Zeit war das Schlachtgetöse womöglich noch lauter, als ich es auf dem Hügel des Königs gehört hatte. Sedan schien in Flammen zu stehen, was Niemanden Wunder nehmen durfte, da die Artillerie auf dem südlichen Flußufer ihre Geschosse fortwährend bis in

das Innere der Stadt hinein schleuderte. Die Artillerie des 11. Armeecorps, auf der Linken des 5., rückte jetzt vor und gewann Terrain; trotzdem hielten die Franzosen, deren Verluste furchtbar waren, entschlossen Stand. Aber weit hinaus nach rechts wurde der sie einschließende Kreis immer enger und enger. Das Netz schloß sich fester und fester um seine Beute, und während ich hinabsah von der Höhe, dachte ich wiederholt an die Jagdgefilde in Indien zurück, woselbst ein Rudel wilder Bestien durch Treiber immer enger eingeschlossen wird. Die raschen Bewegungen der Franzosen nach vor- und rückwärts, ihre verzweifelten Kämpfe an einzelnen Stellen und ihre verworrene Flucht an anderen waren wohl geeignet, Einem die letzten Anstrengungen eines verwundeten Tigers in das Gedächtniß zurückzurufen. Von unserer Stellung aus ließen sich ihre hastigen Bewegungen nicht immer begreifen, da der Feind, vor dem sie retirirten, für uns unsichtbar war; andererseits jedoch erkannten wir Gefahren für sie, deren ganze Schwere ihrem eigenen Auge noch verhüllt war. Um 2 Uhr nämlich war der Eisenring um sie geschlossen, hatten die Heere des preußischen und sächsischen Kronprinzen im Norden von Sedan einander die Hand gereicht, war der Rückzug über die belgische Grenze gründlich versperrt. Von da an löste sich die Schlacht in eine Reihe kleinerer

Gefechte auf. Auf sämmtlichen Punkten war die französische Infanterie im Rückzuge begriffen, nur hie und da vermochten Officiere sie zum Stehen und zum Feuern zu bewegen. Vereinzelte Geschütze und Munitionskarren, möglicher Weise die Ueberbleibsel von Batterien, flohen eilig der Stadt zu. Von Zeit zu Zeit gaben dichte, hoch über den Wald hinausschlagende Rauchsäulen Kunde von der Explosion ihrer Munitionskarren und Pulvervorräthe. Das Heulen der Mitrailleusen verstummte allmählich, aber gerade als die Schlacht sich lediglich in ein Gewehrfeuer aufzulösen schien, ließ die französische Artillerie nochmals ihre Stimme vernehmen. Zu spät! Es ist nunmehr ein hoffnungsloses Beginnen. Von dem Augenblick, in dem die Attaque des Kronprinzen sich entwickelt hatte, hätte es für die Franzosen möglicher Weise nur noch eine Rettung geben können, nämlich das Durchbrechen durch das elfte und fünfte Armeecorps in der Richtung von Mézières. Nachdem aber dieser Moment aus Mangel an Kraft, Selbstvertrauen und Führung verloren war, gab es offenbar keinen Ausweg mehr. Von da an war die französische Armee verloren, schien jeder Einzelne derselben nur noch von dem Wunsche beseelt, hinter den Wällen von Sedan Schutz zu finden.

Was den Kronprinzen betrifft, war von dem Zeitpunkt an, als die Sachsen, richtiger die Garden, nördlich

von Sedan erblickt wurden, jede Spur von Sorge aus seinem Gesicht verschwunden. Von da ab nahm auch General Blumenthal sich weit seltener die Mühe, das Schlachtfeld durch sein Fernglas zu beobachten. Der ganze Stab athmete auf und inmitten dieses furchtbaren Trauerspiels wurden die Satteltaschen aufgeschnallt, wurde an Eßwaaren hervorgesucht, was Jeder gerade bei sich führte.

Um vier Uhr war der eigentliche Schlachtendonner beinahe verstummt. Sedan brannte an mehreren Punkten, von Bazeilles stieg eine schwarze dichte Rauchwolke auf und drei andere zwischen den Bäumen aufsteigende Rauchsäulen geringerer Dichtigkeit bezeichneten die Stätten brennender Häuser oder Dörfer. Plötzlich wurden zwei oder drei Hohlgeschosse aus Sedan nach der Richtung abgefeuert, in welcher der Kronprinz mit seinem Stabe stand. Sie fielen schadlos auf einer Wiese nieder, woselbst die Regimenter der Cavallerie-Reserve längs des Flusses zu unseren Füßen standen. Sofort antwortete eine bayerische Batterie dem Sedaner Gruß und auch die preußischen Geschütze auf dem Plateau (eine Cavallerie-Batterie, die mit wunderbarer Schnelligkeit und Kühnheit zeitig am Tage der Infanterie dahin vorausgeeilt war) begannen nun mit der Beschießung der umringten Stadt.

Ich wollte, daß ein Maler zugegen gewesen wäre,

um die Gruppe auf unserem Hügel zu skizziren: den Kronprinzen mit seinen hohen Reiterstiefeln, wie er mit verschränkten Armen dastand, den immer schmuck aussehenden General Blumenthal, das halbe Dutzend Prinzen mit ihren Adjutanten und den Officieren des Stabes — alle diese Gestalten, die sich scharf vom Horizonte abhoben und mit ihren Ferngläsern die Verwüstung betrachteten, welche durch ihre Waffen über das französische Heer hereingebrochen war.

Verschiedene Male hoffte ich, daß der Kronprinz sich nach einem andern, jenseits des Flusses gelegenen Punkte begeben werde; aber da er dadurch den allgemeinen Ueberblick über das gesammte Actionsfeld seiner Truppen eingebüßt hätte, blieb er fest auf dem nun einmal eingenommenen Punkte stehen.

Die Corps-Commandanten handeln in der Ausführung ihrer Ordres beinahe unabhängig vom commandirenden Chef. Nachdem jeder von ihnen einen mehr oder weniger detaillirten Plan der Schlacht vom Stabschef empfangen, regelt ein jeder seine Bewegungen, je nach den Umständen in Beziehung auf die mit ihm operirenden Corps. Die Disposition seiner eigenen Brigaden und Divisionen jedoch bleibt seinem Ermessen anheimgestellt und er sucht mit seinem Corps von 30,000 Mann, dessen 96 Geschützen und Divisions-Cavallerie in

der Weise, die ihm die zweckmäßigste scheint zur Durchführung des Planes, dessen vollständiges Bild ihm im Principe gegeben worden war.

Da der Kronprinz, wie oben bemerkt, durch eine Aenderung seines Beobachtungspostens nichts gewonnen haben würde und die oberhalb Floing gelegenen Höhen, wegen der Flußbiegung, nur durch einen langen Ritt auf Umwegen zu erreichen gewesen wären, behielt der Stab seine bisherige Stellung bei. Die Beschießung von Sedan wurde mit grausiger Ruhe und Energie fortgesetzt.

Siebentes Capitel.

(Der Abend nach der Schlacht. Wie der Sieg an der Tafel des Kronprinzen gefeiert wurde. Ritt über das Schlachtfeld. Beschreibung desselben. Rückkehr nach Chemery. Das Hauptquartier verschwunden. Jämmerliche Nacht in Donchery. Der Kaiser kommt gefahren. Sonderbares Zusammentreffen. Russell entschließt sich nach London zu reisen. Noch einiges über die Begegnung Napoleon's und Bismarck's. Ankunft in Sedan. Weiterreise nach Bouillon. Schlachthyänen. Ankunft in London. Rückreise von dort nach Sedan. Physiognomie der Stadt. v. d. Tann als Retter.)

2. September. Was ich gestern — so schreibt Russell — gesehen und erlebt, wird bis an das Ende meiner Tage fest in meinem Gedächtnisse haften. Der Kronprinz hatte, als er den unterhalb des Schlosses von Frenois gelegenen Beobachtungspunkt verließ, seinen Stab bedeutet, daß er allein zu sein wünsche, da er zum Könige nach Wadelincourt beschieden sei. Dorthin begab er sich mit kleinem Gefolge. Das Feuer war beinahe gänzlich verstummt, aber mitten durch den schwarzen Qualm, der aus einer brennenden Paraffinfabrik aufstieg, wurde eine weiße Flagge sichtbar. Mir däucht, ich hätte sie schon

früher wahrgenommen. Mehrere Herren vom Stabe blieben, andere ritten davon, noch andere trachteten zu erforschen, was hinter den Rauchwolken sich begebe, die schwer auf der Stadt und Umgebung von Sedan lagen. Ich meinerseits beschloß mit Skinner (dem Daily News-Correspondenten) nach Chemery zurückzureiten, um meinen Bericht für die Times zusammenzustellen, für den ich von Zeit zu Zeit Notizen hingeworfen hatte.

So verließen wir denn den Stab bei Frenois und ritten querfeldein.

Ehe wir Sedan aus dem Gesichte verloren, schoß eine starke Rauchsäule aus ihm gen Himmel auf, breitete sich in Gestalt eines riesigen Baumes aus und überschattete die ganze Stadt. Nach kurzem Ritte befanden wir uns in vollständiger Einsamkeit, der Todeskampf Frankreichs war durch die Höhenzüge der Maas unsern Blicken entrückt.

Todmüde kam ich in Chemery an, eilte nach meiner in einer kleinen Hinterstraße des Dorfes gelegenen Wohnung, überflog meine Notizen und war eben im Begriffe, sie zu ordnen, als der alte Hauseigenthümer in meine Stube gehumpelt kam und mit einem Gesichte, das ich mein Lebtag nicht vergessen werde, die Frage herausstammelte: „Ist es wahr, ist es wirklich wahr? Unsere Armee mitsammt dem Kaiser gefangen?“

„Nicht ganz so," antwortete ich, „aber die Dinge stehen schlecht für sie."

„Horchen Sie doch," rief er.

Und da kam aus der Ferne ein wirres lautes Jubelgeräusch von Stimmen, begleitet von Trommelschall und Trompetengeschmetter. Gleich darauf stürzte ein Jäger mit leuchtenden Blicken und gerötheten Wangen in die Stube: „Der Tag ist zu Ende. Der Kronprinz kommt, Gott der Allmächtige sei gelobt!"

Ich wurde zu des Kronprinzen Tafel befohlen und machte mich rasch auf den Weg. Die Nacht war dunkel, aber der ganze Weg zum Hauptquartier wurde durch eine Reihe von Soldaten erleuchtet, die Kerzen und Fackeln in den Händen hielten und ihren Gefühlen von Zeit zu Zeit in Jubelrufen Luft machten, die tausendfache Echos weckten und donnergleich durch die ganze Stadt rollten. Der Kaiser gefangen! Die Armee capitulirt! Mit solchen und ähnlichen Freudenrufen gaben die tapferen Sieger den Gefühlen ihres Herzens Ausdruck.

In einer langen, niedrigen Stube war die Tafel des Kronprinzen gedeckt. Um ihn standen, als ich eintrat, Blumenthal, Eulenburg, Gottberg, Seckendorff, die Prinzen von Hohenzollern, Weimar und Mecklenburg, nebst mehreren Adjutanten. Dort, aus dem Munde des Kron-

prinzen, hörte ich die große Neuigkeit bestätigt, daß der Kaiser gefangen sei und über die Uebergabe-Bedingungen der gesammten Mac Mahon'schen Armee Verhandlungen stattfänden. Außerdem erzählte der Kronprinz, wie der Kaiser seinen Brief aus Sedan durch einen Officier geschickt hatte, und zwar denselben Officier, der dem König während dessen letzten Pariser Besuches dienstthuend zugetheilt war; theilte schließlich den Inhalt des kaiserlichen Schreibens, sowie den der königlichen Rückantwort mit. Die Größe des Erfolges schien beinahe zu gewaltig zu sein, und die Gefangennahme des Kaisers führte offenbar mancherlei Ungelegenheiten mit sich. Denn was in Folge derselben Bazaine thun und was sich in Paris begeben werde, vermochte Niemand zu errathen.

Das Diner war einfach und verlief ziemlich schweigsam. Nie sah ich ernstere und bescheidenere Männer beisammen sitzen. Kaum daß eine triumphirende Bemerkung gehört worden wäre. Dagegen lag viel Ehrwürdiges und Rührendes in der Weise, mit der die Gäste den durch den Kronprinzen ausgebrachten Trinkspruch auf den König aufnahmen. „Meine Herren" — so sprach er — „Toaste sind sonst nicht Sitte an diesem Tische. Heute aber will ich Ihnen einen zum Besten geben: Dem Wohle Sr. Majestät des Königs und des Heeres!" Er wurde in Champagner getrunken, einem Weine, der bei

dieser Tafel selten zum Vorschein kam, und wirklich bemerkte der Kronprinz ausdrücklich, daß er für den Kaiser bestimmt gewesen, den die Officiere eines der gefangenen Cavallerie-Regimenter ihm hatten zum Geschenk machen wollen.

Da ich vom Obersten Gottberg einen Wink erhielt, daß in einer Stunde ein Courier mit Depeschen für die Königin und Kronprinzessin nach Berlin abgehen werde, eilte ich in mein Quartier und übergab ihm mein Bündel Neuigkeiten für die Times. (Es ging, wie früher bemerkt, durch einen Ausfall von Verdun verloren, so daß nicht blos die Times, sondern auch die königlichen Damen um die ersten schriftlichen Berichte über die Ereignisse von Sedan betrogen waren.)

Am nächsten Morgen machte sich Russell wie noch viele Andere auf den Weg, um das Schlachtfeld zu besuchen. Der Kronprinz begab sich auch dahin, doch hielt ich es, so schreibt er, für gerathener, allein vorauszureiten, um nicht im Stabe gewissermaßen unterzugehen und eine selbstständige Richtung einschlagen zu können. Vor allem wollte ich das oberhalb Floing gelegene Plateau wieder besuchen, um mir die Scene der gestrigen Cavallerie-Attaque genau anzusehen. Der Weg dahin führte über Donchery und den Maasfluß.

Ich kam durch mehrere Dörfer, bevor ich das Schloß

Frenois erreichte. Dort auf der Höhe bot sich mir ein wunderbarer Anblick. Sedan lag in scheinbar friedlicher Stille im Sonnenschein vor mir, nur von einer einzigen Stelle stieg noch Rauch auf. Damals ahnte ich noch nicht, wie schrecklich es im Innern der Stadt aussah. Zuerst überblickte ich das Plateau. Auf ihm lagen noch immer die todten Grauschimmel mit den regungslosen Reitern auf dem Boden, aber zwischen ihnen trieben sich Nachzügler, Todtengräber und Krankenträger herum, kurz es entwickelte sich daselbst schon die bekannte Geschäftigkeit, die jeder Schlacht folgt.

Unten in der Ebene stand eine glänzende imponirende Truppenmacht: Tausende von Kürassieren und Uhlanen, von deren Säbeln und Lanzenspitzen, Helmen und Kürassen die Sonnenstrahlen tausendfach abblitzten. Auf den Höhen aber, nahe zur Rechten, waren im vollen Angesichte von Sedan zahlreiche Infanterie-Bataillone nebst einer endlosen Kette von Batterien postirt, deren Feuerschlünde sämmtlich gegen die Franzosen gerichtet waren.

Ich ritt hinab gegen Donchery, über die durch Infanterie bewachte Brücke hinweg und hinein in den Ort, dessen Marktplatz buchstäblich vollgepfropft war mit Gefangenen, die durch eine Linie von Bayonnetten eingeschlossen waren und auf welche die Ortsbewohner mit Verwunderung und Mitleiden schauten. Auch die Kirche war

mit Gefangenen vollgefüllt, Truppen aller Waffengattungen, darunter viele Verwundete.

Das war an diesem Tage in Donchery ein gar trauriges Schlachtenfest, denn fast von jedem Hause wehte die weiße Flagge mit dem rothen Kreuze. Nonnen und barmherzige Schwestern, Johanniter und Todtengräber stießen im Gewühle an Krankenträger, welche Verwundete bei Seite schafften. Der Gesichtsausdruck der Gefangenen und der Ortsbewohner wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Vor der Stadt befindet sich eine große Eisenbahnstation. In ihr und dem angrenzenden Felde lagerten etwa 3000 Gefangene, welche zehn bis zwölf Regimentern der verschiedensten Waffengattungen angehörten. Württemberger, meist kleine Leute, bildeten deren Bewachung, während ihre eigenen Officiere eben Namenslisten anfertigten, um diese den Siegern einzuhändigen und die Rationen darnach zu richten. Die Nacht war kalt gewesen und viele von ihnen hatten keine Mäntel. Trotzdem sahen sie im Ganzen genommen noch merkwürdig schmuck aus.

Eine kleine Strecke weiter und ich stieß auf eine viel größere Masse von Gefangenen. Es mögen ihrer an zwölftausend gewesen sein. Viele standen in Reih und Glied, andere lagen auf dem Felde, und die Wenigen,

welche rauchten, überließen nach einigen tüchtigen Zügen ihre Pfeifen oder Cigarren ihren nächsten Nachbarn.

Auch großen Zügen französischer Verwundeter begegnete ich; sie kamen ohne Escorte, denn diese, das wußten die Deutschen, würden an Entwischen nimmer denken. Ab und zu kamen Franzosen und Preußen einander helfend dahergeschritten, in der Regel jedoch hielt Freund und Feind sich getrennt. Es waren dies meist Soldaten mit Schußwunden in den Armen, Händen oder im Gesichte, doch hinkte zuweilen auch der eine oder andere mit einer Wunde im Beine oder Fuße daher. So groß war das Gedränge auf der Straße, die theilweise durch den Fluß, theilweise durch die überschwemmten Felder eingeengt wurde, daß ich nur langsam vorwärts kommen konnte.

Von der Höhe von Frenois gesehen schien die Kirchthurmspitze von Floing sehr nahe zu sein. Aber in Wirklichkeit betrug der Weg dahin, wegen der Windungen des Flusses, eine gute deutsche Meile. Nachdem ich durch Dondrecourt gekommen war und das Dorf St. Menges zur Linken gelassen hatte, stieß ich auf Infanterie- und Cavalleriemassen der siegreichen Armee, bei dem Dorfe Jges aber auf die ersten Spuren der Schlacht. Zuerst gefallene Pferde, dann Säbel, Lanzen und Tornister, hierauf einzelne todte Kürassiere, die später gruppenweise beisammen lagen.

Auf der Brücke von Bazeilles überholte mich Feldjäger von Lenck, der zum kronprinzlichen Stab gehörte und nach Chemery unterwegs war. In seiner Gesellschaft ritt ich über Remilly und Raucourt zurück in mein Quartier.

Es war spät Abends, als ich dort eintraf, um zu meiner nicht geringen Bestürzung zu erfahren, daß das Hauptquartier des Prinzen mit sammt meinem geliebten Ziegenkarren, meinen Dienern und Pferden schon vor einer Stunde abgezogen sei. Wohin? das konnte oder wollte Niemand sagen.

„Eines" — so bemerkt Russell — „habe ich während meines Aufenthalts unter diesen wackern Deutschen schon gelernt, nämlich keine verdächtig scheinenden Fragen an sie zu stellen. In einem Punkte scheint nämlich jeder Deutsche ein geborener Diplomat zu sein. Nach des Königs oder Kronprinzen Hauptquartier fragen, giebt ihm sofort Grund zu Verdacht und verschließt ihm hermetisch den Mund."

Zum Glück begegnete Russell seinem früheren Begleiter, dem Jäger v. Lenck, welcher ihm mittheilte, daß der kronprinzliche Stab nach Donchery befohlen worden sei, demselbigen Orte, von dem Russell eben gekommen war. Dies war bittere Kunde, dorthin mußte er nun

zurück in dunkler Nacht. Zum Ueberflusse fing es an in Strömen zu regnen.

Der 3. September — schreibt er in seinem Tagebuch — war einer der aufregendsten Tage, die ich je erlebt. Der Ritt über das Schlachtfeld hatte meine Phantasie mit so schrecklichen Bildern gefüllt, daß mich der Schlaf floh trotz aller Müdigkeit. Wohl hatte ich den Krieg durch vieljährige Erfahrung kennen gelernt, aber dergleichen hatte ich nie vor mir gesehen, niemals den Tod in so schrecklichen Gestalten, niemals solch fürchterlichen Ausdruck geistigen und körperlichen Todeskampfes in den Gesichtern der Gefallenen. Ich sah gestern Menschenhände, die, aus ihren Gelenken gerissen, auf den Bäumen hingen; Arme und Füße, die losgetrennt waren von den verstümmelten Leichen, zu denen sie gehörten. Ein Schreckbild aber vor allem andern folterte mich unaufhörlich: die Gestalt eines Uhlanen, der auf dem Höhenzuge oberhalb Floings gefallen war. Sein Kopf ruhte auf einer Mangelwurzel, seine Kniee waren gegen das Kinn gezogen und mit weit offen stierendem Auge schien er neugierig den Kopf eines Zuaven zu betrachten, welcher, vom Rumpfe getrennt, mit heraushängender Zunge in seinem Schoße lag — — ein unbeschreiblich gräßlicher Anblick.

Das Elend dieser Nacht vom 2. September, als ich

neben meinem erschöpften Pferde den mir endlos scheinenden Weg von Chemery nach Donchery im heftigsten Regen zurücklegen mußte, versetzte mich in einen fieberhaften Zustand. Ich wünschte beinahe zu den Tausenden von Gefangenen zu gehören, die im Dunkeln an mir vorüberzogen. Stille war es in ihren Reihen. Tausende und aber Tausende in weißen Mänteln und grauen Ueberröcken zogen unter Cavallerie- und Infanteriebedeckung dahin in die Gefangenschaft.

Als ich Donchery um Mitternacht erreicht hatte, stand ich hülflos im Dunkel der Nacht. Ein weinendes Weib zeigte mir die Wohnung des Maire. Der war aber ein blöder, alter Mann, der in der Nähe seines Hauses saß, umringt von deutschen Officieren, welche ihn um Quartier bestürmten, von Aerzten, welche Tragbahren, Charpie, Wein und Fleisch von ihm forderten — ein Bild schwachsinniger Verzweiflung.

Mir schien es, als müsse ich die Nacht über auf offener Straße bei meinem Pferde stehen bleiben, bis es oder ich zusammensänke. Einer der Officiere gab mir die Richtung an, in welcher des Kronprinzen Hauptquartier war, und ich fand es auch nach langem Umherirren; aber mit Ausnahme einiger halbverschlafener Adjutanten war schon alles dort zu Bette. Wo mein eignes Logis sei, wußte Niemand zu sagen. Todmüde

und vom Fieber geschüttelt lehnte ich mich an mein Pferd — das arme Thier nagte in seinem Hunger an meinem nassen Mantel — und wie lange ich dort gestanden, weiß ich nicht zu sagen. Da wurde ich von meinem getreuen Kameraden, Herrn Skinner, endlich aufgerüttelt. Glücklicher Weise hatte er meinen gebenedeiten Ziegenwagen unter andern Fuhrwerken in dunkler Nacht erkannt und damit war auch unser Quartier gefunden. Freundlich war es eben nicht, und mein Pferd wurde nebst andern in der Speisestube des Erdgeschosses untergebracht, aber wir hatten doch wenigstens ein Dach über dem Kopfe. Und so warf ich mich denn nieder, um eine ruhelose Nacht zu verbringen.

Von Schreiben war unter diesen Umständen keine Rede, und doch drängte Russell die Arbeit für die Times.

Eben wollte er am nächsten Morgen das Versäumte nachholen, als ihn lebhaftes Geschrei zum Fenster und von diesem auf die Straße hinab lockte. „Der Kaiser kommt dahergefahren!“ riefen Tausende von Stimmen. Und wirklich! Auf einen Trupp Husaren, die vor dem Gefolge, den Packwagen und Lakaien, dahertrabten, folgte der Wagen mit dem „Manne des Schicksals“. Da saß er, „den ich zuletzt in seinem Glanze bei einer dem Prinzen von Wales zu Ehren veranstalteten Revue in Longchamps gesehen. Mit der einen Hand drehte er die

Spitze seines steifgewichsten Schnurrbarts, die andere hielt er weit rückwärts an seine Hüfte gestemmt, als wollte er diese gegen die Stöße des Wagens auf dem holprigen Steinpflaster schützen. Ihm zur Seite saß ein Officier — Achille Murat — wenn ich nicht irre. Ich zog meine Mütze vor ihm ab und sofort erwiederte er den Gruß mit einem, wie mir schien, fragenden Gesichtsausdruck. Mein Diener aber war von dem Anblick so überwältigt, daß er auf die Kniee fiel, und als der Kaiser seiner gewahr wurde, zuckte es in seinem Gesichte wie von einem Wiedererkennen. Denn — sonderbare Laune des Zufalls! bei diesem Manne, der jetzt auf der Straße von Donchery knieend vor ihm lag, hatte Napoleon gewohnt, als er das erste Mal nach London kam."

Eine Minute später und der Kaiser sammt seiner Escorte waren um die nächste Straßenecke verschwunden.

Mit dem Schreiben ging es nicht, dazu folgten einander die aufregenden Störungen zu rasch. Da entschloß sich Russell, am folgenden Tage bis zur nächsten belgischen Eisenbahnstation zu reiten und von dort über Ostende nach London zu eilen, um das in den letzten beiden Tagen Erlebte auf dem Times-Bureau dienstbereiten Geistern in die Feder zu dictiren und gleich darauf wieder zurückzueilen, um das kronprinzliche Hauptquartier auf dem Marsche nach Paris abzufangen. Der Gedanke

war so übel nicht, zumal der Postenlauf ein sehr unverläßlicher war, und gereicht auf alle Fälle der Rührigkeit englischer Zeitungs-Correspondenten zu großer Ehre. Das Eigenthümliche dabei war nur, daß gerade an demselben Tage der Daily News-Correspondent, Herr Skinner, auf denselben Einfall gerathen war. Da saßen nun die Beiden stundenlang in derselben Stube beisammen, brüteten jeder für sich über ihre Londoner Reisepläne, weihten einander aber nicht in diese ein, da jeder von ihnen seiner respectiven Zeitung die Ehre und Freude des ersten ausführlichen Berichts über die Schlacht von Sedan zuwenden wollte. Um einander zu täuschen, thaten sie, als ob sie schrieben, aber keiner wollte dem andern sein Opus anvertrauen, daß er es zur Post trage, und so verbrachten sie mit unabläßiger strategischer List gegen einander den Rest des Tages und des Abends. Das Ende jedoch aller ihrer komischen Kunststücke bestand darin, daß sie sich gemeinschaftlich auf die Reise begaben.

Das war am 4. September. Der Weg führte an dem berühmt gewordenen Häuschen vorüber, in dem oder richtiger vor dem Kaiser Napoleon mit dem Grafen Bismarck gesessen hatte, und unsere beiden Reisenden konnten sich natürlich die Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen, es zu besichtigen. Ein Deutscher, der daselbst die Honneurs machte — natürlich ein Soldat, aber möglicher

Weise ein Schulmeister oder Professor von Beruf — erklärte ihnen Alles zwar sehr eingehend, gestand jedoch ehrlich, daß er zur Zeit der berühmten Begegnung nicht an dem Platze gewesen war. Somit entbehrte seine Darstellung des historischen Zeugengewichtes. Da das Factum der Begegnung aber feststand, waren seitdem fast alle Blumen und Zweiglein des an der Vorderwand des Häuschens stehenden Strauches als Andenken an den Punkt, wo die gefallene und die aufsteigende Größe neben einander gesessen hatten, abgepflückt und fortgeschleppt worden. Von den beiden Stühlen war einer in den Besitz des Grafen Bismarck, der andere in den des Obersten Walker gelangt, natürlich gegen angemessene, dem Eigenthümer gezahlte Entschädigung.

Weiter gen Sedan reitend, sprach Russell in einem weitläufigen Bauernhause ein, in dem gerade v. d. Tann einlogirt war. Dieser machte kein Hehl aus seiner Betrübniß über die großen Verluste seiner Bayern und konnte seinen Ohren kaum trauen, als Russell ihm sagte, daß er geradeaus nach London reisen wolle, um einen Zeitungsbericht zu schreiben. Das Ziel schien ihm offenbar der langen Reise nicht werth, doch versah er Russell's Paß mit einem Extra-Visum, das durchaus nicht überflüssig war, da er in den nächsten Stunden gar oft von Patrouillen angehalten und strengem Kreuzverhör unterzogen wurde.

Ohne Ungemach erreichte er Sedan. Schon hatte sich in der Stadt und weit um sie herum ein gräßlicher Gestank aus den eilig verscharrten Menschen- und Pferdeleichen entwickelt. Von letzteren lagen viele überdies noch offen im Festungsgraben oder schwammen auf dem Flusse, oder staken in dem seichten Wasser der überschwemmten Felder.

Nirgends augenfälliger als in der Nähe von Sedan traten die Wirkungen der großen Schlacht und die Trümmer des gestürzten Kaiserthums zu Tage. In den Straßen lagen Bayonnette, Säbel, ganze Haufen von Czakos, Gewehren und Tornistern, nebst Tausenden kaiserlicher Adler, die von den Uniformen abgerissen worden waren. Die Statue Turenne's schien Schildwachdienste zu thun über Hunderte von Geschützen; sämmtliche Häuser waren mit Verwundeten angefüllt; von vielen flatterte die Fahne mit dem rothen Kreuz, und Gefangenen begegnete man in Menge, die, unter Bedeckung, Rationen für ihre verwundeten Kameraden holten oder herbeitrugen. Man athmete erst dann freier, wenn man die Stadt weit hinter sich hatte. Denn der nähere Umkreis, im Norden beinahe noch mehr als im Süden, war grauenhaft durch den pestilenzialischen Gestank und die schrecklichen Leichenhaufen, auf die man bei jedem Schritte stieß. Tiger, Geier und anderes Raubgethier würden dort wonniglich

geschwelgt haben; den Menschen aber überkam der Anblick all dieses Elends fürchterlich und selbst die Pferde scheuten erschrocken vor ihm zurück.

Die Todten des deutschen Heeres waren auch im Norden von Sedan schon in kühle Erde gesenkt worden, dagegen stießen unsere beiden Reiter fortwährend auf unbegrabene Franzosenleichen, denen mildthätige Hände einen Lappen auf das Gesicht gelegt hatten. Da aber der erbarmungslose Regen diese auf die Züge festgedrückt hatte, erschienen sie in ihren Umrissen womöglich noch grauenhafter.

Tiger, Geier und andere Raubthiere würden — so sagten wir oben — dort wonniglich geschwelgt haben. Ohne Zweifel! Aber es gab auch menschliche Raubthiere, die es sich wohl sein ließen auf dem weiten Todtenfelde und unter dem Aushängeschilde des Genfer Kreuzes die Leichen plünderten. Russell beobachtete mehrere solcher schändlichen Todtenräuber, darunter namentlich einen Burschen mit verworfenem Gesichtsausdrucke, der mit einem schweren Sacke der belgischen Grenze zueilte. Er war, wie er später erfuhr, mit Börsen und Uhren vollgefüllt, die den Gefallenen gehört hatten.

In Bouillon war das Hotel de la Poste von französischen und preußischen Officieren besetzt. Letztere mußten ihrer Wunden wegen heimwärts ziehen, erstere befanden

sich auf Parole und wurden von ihren belgischen Kameraden bewirthet. In demselbigen Hotel hatte der Kaiser auf seiner unfreiwilligen Fahrt nach Wilhelmshöhe am 3. übernachtet — wir wollen nicht sagen geschlafen, denn Leute im Hotel erzählten, daß sie ihn stundenlang in seiner Stube schwer und rastlos auf- und abgehen gehört hätten.

Am 4. September, um fünf Uhr Nachmittags, hatte Russell den Bahnhof von Libramont erreicht, woselbst er seinen Reitknecht mit den Pferden zurückließ; um Mitternacht langte er in Brüssel und am Abend des nächsten Tages in London an. Ohne viel Verzug machte er sich an die Arbeit, die nach der Meinung v. d. Tann's den weiten Weg nicht verlohnte, d. h. er dictirte mehreren Schreibern, die, Dank dem Telegraphen, für ihn bereit gehalten worden waren, seine Erlebnisse in die Feder. Das Opus erschien am nächsten Morgen in Gestalt vieler Spalten in der Times. „Hätte ich mehr Muße gehabt, wäre es kürzer ausgefallen" — so schreibt er —, aber, wie es war, enthielt es doch die erste ausführliche Beschreibung der Sedaner Schlacht von einem Augenzeugen, den das Glück an jenem Tage ganz besonders begünstigt hatte. Auch unsere deutschen Blätter schöpften, wenn ich nicht irre, ihre ersten eingehenderen Schlachtberichte aus seiner eiligen, meisterhaften Arbeit.

Den 6. September brachte Russell in London zu, woselbst ihn unter Anderen auch der preußische Botschafter, der seitdem gestorbene Graf Bernstorff, besuchte, um weitere Einzelheiten von ihm zu erfahren. Am Abend des darauffolgenden Tages aber war er schon wieder in Libramont, und nachdem er nach vieler Mühe seine Pferde wiedergefunden, am 8. Nachmittags wieder in Sedan.

Dort erfuhr er, daß der Kronprinz schon bis Rheims vorgerückt sei; dort erzählte ein Deutscher ihm behaglich, daß in Sedan der Typhus, die Cholera und die Blattern einander den Rang abzulaufen suchten; dort sagte man ihm auch, daß die ganze bayerische Armee in der Stadt einquartiert sei und er von vorn herein die Hoffnung aufgeben müsse, eine Stube oder etwas zu essen zu erhalten. Von alle dem wurde er denn auch auf das thatsächlichste überzeugt. Vergebens suchte er Unterkunft von Haus zu Haus und ein Stück Brod mußte er sich buchstäblich erbetteln. Da kam ihm der rettende Gedanke, ob vielleicht General v. d. Tann in der Nähe wäre, und groß war sein Entzücken, als er erfuhr, daß er sich nicht blos in der Stadt befinde, sondern Oberbefehlshaber von Sedan und der ganzen Umgebung sei. Ohne Verzug richtete er nun seine Schritte nach dem Hotel de la Croix d'Or auf der Place Turenne, woselbst der General

sein Quartier bezogen hatte. Wenige Minuten später wurde er bei diesem vorgelassen.

Der alte v. d. Tann hörte anfangs ungläubig zu, als Russell ihm erzählte, daß er wirklich in London gewesen und eben von dort zurückgekommen sei. Die Nummer der Times vom 6. jedoch überzeugte ihn bald von der Wahrheit des Gesagten und sein Adjutant mußte dafür sorgen, daß Russell für die Nacht eine Stube im Hotel erhielt. Sie war nicht hoch und war nicht breit, sie war nicht sauber und am allerwenigsten duftig, sie enthielt kein Bett und keinen Glockenzug, war somit nichts weniger als gemüthlich, aber es war am Ende doch eine Stube und dies wollte in dem überfüllten Sedan viel sagen. Waschwasser in gewünschter Menge war um keinen Preis zu haben, aber v. d. Tann gab unserm verhungerten Reisenden eine mächtige Tasse Chocolade und ein Stück Brod, wofür er dem gütigen Spender, dem Hause Wittelsbach und dem ganzen Bayerlande bis auf den heutigen Tag dankende Rückerinnerungen bewahrt.

Sedan befand sich in einem fürchterlichen Zustande. Typhus und Blattern herrschten um die Wette. Die Pferde verhungerten aus Mangel an Futter zu Tausenden rings in der Stadt. Viele derselben wurden verkauft, viele erschossen. Ein Fuhrwerk zu bekommen war un-

möglich. An den Mauern der Häuser waren die verschiedenartigsten Plakate zu lesen: einige jüngern Datums von den Deutschen, daneben ältere von den Franzosen; ein sonderbares Nebeneinander. Dazwischen das Stöhnen der Verwundeten, das Jammern der Einwohner, das Hin- und Herdrängen der Soldaten.

Am folgenden Tage kehrte Russell dem verpesteten Sedan den Rücken, um über Donchery gegen Rheims zu ziehen. v. d. Tann drückte abermals ein Extra-Visum auf seinen Paß, vertraute ihm zwei dicke, mit vielen Siegeln versehene Depeschen für den Kronprinzen an, und, dergestalt gegen etwaige Anfechtungen der zahlreichen Posten gewappnet, ritt er den alten Weg zurück, der, seit er ihn vor wenigen Tagen gesehen, noch immer nicht lieblicher für die Seh- und die Geruchsorgane geworden war.

Achtes Capitel.

(Jagd nach dem Kronprinzen. Von Donchery bis Rheims. Das Hauptquartier des Königs. Graf Bismarck erzählt seine Begegnung mit Kaiser Napoleon. Eingeknöpfter Orden. Von Rheims bis Montmirail. Russell in Lebensgefahr. Mißliches eines neutralen Correspondenten. Der Kronprinz erzählt, was sich bei der Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und König im Schloß Bellevue begeben. Bericht darüber in der Times.)

Im vorhergehenden Capitel begleiteten wir Russell von London zurück nach dem verpesteten Sedan, dem er mit einem Extravisum seines Passes und Depeschen v. d. Tann's für den Kronprinzen möglichst rasch den Rücken gekehrt hatte, und von Sedan weiter bis Donchery, woselbst er Quartier bei einer Madame Lancret bezog.

Am 10. September schreibt er: Erwachte zeitig nach erquickender Nachtrast. Hörte geduldig Madame Lancret's Klagen mit an und trank dazu behaglich ihren Kaffee, worauf ich mich mit meinem Reitknecht um 1 Uhr auf den Weg begab, um wieder einmal, wie bei Beginn der Campagne, auf das kronprinzliche Hauptquartier Jagd zu machen.

Die Luft rings um Donchery pestilentialisch; Felder und Brücken voll todter Pferde, die von den Bayern zu 400 Stück per Tag erschossen und in den Fluß geworfen werden; Landvolk traurig und niedergeschlagen.

Nahe bei dem Dorfe Boulzicourt werde ich durch ein Piquet schwarzer Husaren arretirt. Die Leute im Orte befinden sich im größten Elende, haben buchstäblich nichts zu essen. Doch bringt mir nach langem Suchen eine Frau für gute Bezahlung ein kleines Stück schmutziger, aber frischer Butter mit etwas Käse, beschwört aber feierlich, daß kein Brod aufzutreiben sei. Während ich als zweiten Boten einen Jungen ausschicke, um welches zu suchen, kommt der Sergeant der schwarzen Husaren mit der Meldung, daß ich passiren dürfe. Bald darauf erscheint auch der Junge wieder mit einem großen Stück Brod und einer Flasche Wein. Damit war mein Gabelfrühstück complet und eine Rolle Caporal bildete willkommene Zugabe. Nebenbei sei bemerkt, daß in Abwesenheit der Polizei jetzt in allen Dörfern viel geschmuggelter Tabak verkauft wird.

Am 11. September hatte Russell ohne weiteres Ungemach Rheims erreicht, woselbst er zu seiner Ueberraschung statt des kronprinzlichen das königliche Hauptquartier vorfand. Ohne Verzug suchte er die Wohnung des Grafen Bismarck auf, dem er seine Aufwartung

machen wollte und Briefe zu übergeben hatte. Der Graf, dessen Logis sich nahe an der Kathedrale befand, war nicht zu Hause. Statt seiner traf er Herrn v. Keudell nebst anderen Herren aus den Bureaux der Wilhelmstraße, die er früher nur in Civil gesehen und in ihrer kriegerischen Verpuppung kaum erkannte.

Um nicht im Hause zu warten, schlenderte er auf die Straße, und eben als er um die Ecke beim Dome bog, sah er wie der Graf die Straße einhergeschritten kam, ohne Begleitung, in seiner gewöhnlichen Kürassier-Uniform, die Cigarre im Munde und um eine Kopfeslänge über alle Anderen hervorragend. Er hatte offenbar Eile, und als Russell ihn ansprach, um ihn von seiner raschen Reise nach London zu benachrichtigen, bedeutete der Graf ihn, daß er mit ihm nach Hause gehen solle. Die Aufforderung war gewiß recht freundlich gemeint, aber die Anstrengung, die der untersetzte, ziemlich schwerleibige Russell machen mußte, um mit dem rasch dahinschreitenden Riesen Schritt zu halten, war darum nicht minder Mitleid erregend.

„Er nahm mich“ — so erzählt er — „in seine Schlafstube, gab mir eine Cigarre, entschuldigte sich, daß er vor mir seine Toilette mache, da er zur königlichen Tafel befohlen sei, und war überhaupt so liebenswürdig, offen und lebhaft, wie es kein Anderer so leicht sein

kann als er, vorausgesetzt, daß er in huldreicher Stimmung sei.“

Während er sich anzog, erzählte er in lebhafter Weise seine Zusammenkunft mit dem Kaiser nach Sedan: „Ich lag im tiefen Schlafe nach der großen Ermüdung des Tags, als ein Adjutant mich mit der Mittheilung weckte, daß der Kaiser nach Donchery komme. Dies überraschte mich, denn unter allen Umständen dachte ich der letzte Mensch in der Welt zu sein, den er aufsuchen würde. Ich hatte die Nacht zuvor bis halb zwei Uhr gewacht, und es schlug gerade Fünf, als ich geweckt wurde. Zog meinen Rock an, rief nach meinem Pferde und war rasch davon, um ihm zu begegnen. Ich hatte keine Ordonnanz bei mir oder war zu schnell vorausgeritten, und kaum war ich eine kleine Strecke außerhalb der Stadt, sah ich schon den Kaiser in einem Wagen mit einigen Officieren zu Pferde auf mich zukommen. Sofort stieg ich ab, ließ mein Pferd fahren und blieb auf der Straße stehen. Als er mich so dastehen sah (vielleicht mißverstand er meine Bewegung, als ich die Hand erhob, um militärisch zu salutiren) und er gewahr wurde, daß ich meinem Pferde die Zügel überlassen hatte, wurde sein Gesicht für einen Augenblick von einem Ausdrucke der Besorgniß überflogen. Im nächsten Momente war er aber schon beruhigt. Ich begrüßte ihn mit derselben Achtung, die

ich meinem eigenen Könige gezollt haben würde. Er stieg aus und ich schlug vor, daß wir in ein nahestehendes Häuschen eintreten möchten, welches von einem Weber bewohnt war. Da es da drinnen aber nicht sauber war, wurden Stühle vor das Haus gestellt und sitzend pflogen wir die Unterredung."

Graf Bismarck erzählte nun, wie dringlich der Kaiser den Wunsch äußerte, den König zu sehen. „Ich sagte ihm, daß dies vor Unterzeichnung der Capitulations-Bedingungen nicht geschehen könne. Aber- und abermals drang er darauf, worauf ich ihm immer dieselbe Antwort gab. Außerdem hob ich hervor, daß seine Voraussetzung, mit dem Könige zu unterhandeln, ganz nutzlos sei, nachdem er erklärt hatte, daß er nicht die geringste Macht besitze, und daß die gesammte Autorität über Heer und Land in den Händen der Regentin und der Regierung ruhe. Da die Unterhaltung dadurch eine unangenehme Wendung bekam, schlug ich zuletzt vor, über einen andern Gegenstand zu sprechen. Was weiter geschah, ist Ihnen bekannt."

In Bezug auf die Gegenwart bemerkte der Graf noch: „Unsere Truppen müssen vorwärts dahin, wo ihnen noch ein Feind im Wege steht. Wer sind die Leute, mit denen wir in Paris zu thun haben? Wir können mit ihnen nicht unterhandeln. Welche Bürg-

schaften vermöchten sie uns zu geben? Unmöglich können wir die Früchte dessen, was wir gethan, aufs Spiel stellen. Es wird Ihnen nichts Anderes übrig bleiben, als mit uns nach Paris zu marschiren."

In der Eile hatte Graf Bismarck seinen Orden pour le mérite in das Innere seines Militärrocks hineingeknöpft. „Das thuts nimmer," sagte er, indem er ihn herausnahm. „Der Werth dieser Dinge besteht darin, daß sie gesehen werden." Damit ging er und meine Wenigkeit empfahl sich.

In Rheims blieb Russell nicht lange, da er nur bei dem Hauptquartier des Kronprinzen beglaubigt war. Dieses zu erreichen, war hinfort seine Aufgabe.

Der Weg dahin war nicht eben weit, aber da die Stimmung der Bevölkerung, je tiefer man in das Herz des Landes eindrang, desto aufgeregter und feindseliger geworden, nicht ganz gefahrlos. Bei dem Dorfe Boursault entrann Russell nur mit genauer Noth durch die Schnelligkeit seines Pferdes augenscheinlicher Lebensgefahr. Eine Schaar verdächtig ausschauender Burschen wollte ihn, offenbar in böser Absicht, nächtlich in den Wald locken, während ein anderer Trupp der Einwohnerschaft darauf bestand, ihn vor den Maire zu führen. Letzteres wäre kaum angenehmer gewesen, als die Promenade in den Wald, denn die Depeschen, die er bei sich führte,

hätten ihm vor einem erbitterten französischen Dorfgericht das Leben kosten können. Daß er als Engländer erkannt worden, hätte die Sache eher schlimmer als besser gemacht, denn in ganz Frankreich fluchte man den Engländern, weil sie ihre ehemaligen Bundesgenossen der Krim so schmachvoll im Stich gelassen hätten. Offen gestanden wäre es den verzweifelten Franzosen auch gar nicht zu verdenken gewesen, wenn sie einem Fremden, dem Unterthan eines neutralen Staates, den sie als Träger von Feindes-Depeschen ertappten, die Briefträgerei für immer verleidet hätten. So viel gesteht Russell selber ein, so viel hätten selbst seine besten Freunde zugeben müssen, wenn sie später von seinem gewaltsamen Tode gehört und dem Andenken des erschlagenen theuren Clubgenossen eine Thräne des Beileids nebst dazu gehörigen Flaschen Portweins gewidmet haben würden. „Wie konnte er auch so unvorsichtig sein! Er vor Allen hätte in diesen Dingen doch vernünftig sein sollen!" — so hätte ohne Zweifel ihr Todtengericht gelautet. Und dennoch! War es thunlich, daß ein Mann, der im deutschen Lager so freundlich aufgenommen worden war, aus Angst um sein theures Ich die Uebernahme einiger Schriftstücke verweigert hätte? Gewiß nicht. Woraus zum mindesten das Eine ersichtlich ist, daß die Stellung eines neutralen Kriegsberichterstatters zuweilen ihr Miß-

liches hat, gerade wie die eines neutral sein wollenden Staates.

Russell entkam, nachdem ihn einer der Burschen schon gewaltsam am Kragen gepackt hatte, wie oben gesagt wurde, durch die Schnelligkeit seines Pferdes, und somit ersparte dieses ihm selber ein vorzeitiges Ende, den Freunden die Thräne, den Port und das Todtengericht.

In Epernay, woselbst sein Schlachtroß nicht weiter von der Stelle konnte, erhielt er durch die Freundlichkeit des Generals v. Gotsch einen vortrefflichen Wagen mit zwei Pferden zur Weiterfahrt. Es wär die einzige Requisition, die er dem französischen Volke gegenüber auf dem Gewissen hat; die Equipage aber gehörte dem Herrn Moët, dem berühmten Champagnermanne, dessen Name überall, wo fühlende Menschen bei ehrlichen Gläsern weilen, einen guten Klang hat.

Am 13. September um 10 Uhr Nachts setzte das Moët'sche Gespann ihn in Montmirail ab, woselbst das Hauptquartier des Kronprinzen lag. Nach diesem begab er sich trotz der späten Stunde, um die ihm anvertrauten Depeschen v. d. Tann's zu übergeben. Die Tafel war vorüber, der Prinz mit den Herren seiner Umgebung stand rauchend im Salon, als Russell, der in seinen schmutz- und staubbedeckten Kleidern nichts weniger denn salongemäß aussah, vorgelassen wurde.

Se. Königliche Hoheit empfing ihn freundlichst, horchte mit sichtbarem Interesse seinem Reiseberichte nach und von London, sowie seinen Mittheilungen über die Stimmung in England und den Eindruck, den die beispiellosen Siege der deutschen Waffen dort hervorgebracht hatten. Hierauf wandte sich das allgemeine Gespräch anderen Gegenständen zu. Der Kronprinz sprach von der Flucht der Kaiserin Eugenie und drückte die Hoffnung aus, daß sie nicht so entblößt von Mitteln sein möge, wie die Zeitungen meldeten. Dann kam er auf die Schwierigkeiten zu sprechen, welche aus dem Mangel einer jedweden vertrauenswerthen, das Volk wirklich vertretenden Regierung in Frankreich erwuchsen. Wäre der Kaiser nicht gefangen worden, dann hätten die Dinge sich möglicher Weise anders gestaltet — meinte er.

Auf die ungenauen Zeitungsberichte über die Zusammenkunft der beiden Monarchen anspielend, sagte der Prinz: „Ich will Ihnen genau angeben, was dort vorging, da der König mir es unmittelbar danach erzählte. Ich stand, wie Sie wissen, außerhalb der Stube, in die Se. Majestät mein Vater und der Kaiser getreten waren, um mit einander zu sprechen. Ich schloß die Thür und blieb wie eine dienstthuende Schildwache vor derselben bis nach dem Schluß der Besprechung.“

Und nun erzählte der Kronprinz, was Russell später

über diese Besprechung in der Times berichtete und aus dieser in aller Welt Zeitungen überging. Russell dankte ergebenst für die Mittheilung, und Oberst Walker, der daneben stand, bemerkte: „Da haben Sie jetzt die ganze Geschichte mit allen Einzelheiten aus allererster Quelle", oder so was dergleichen. „Auf mich" — so schreibt Russell — „machten die Auslassungen des Kronprinzen den klaren, feststehenden Eindruck, daß er sie in der wohlerwogenen Absicht gethan, damit ich sie behufs Berichtigung anderer ungenauer Versionen veröffentliche. Als ich ihm meinen Dank aussprach, nickte er mit dem Kopfe und bemerkte, daß „seine Mittheilungen zu meiner Verfügung stehen", oder Aehnliches."

Im vorliegenden „Diary" läßt dessen Verfasser die oben erwähnten Mittheilungen des Kronprinzen weg und verweist blos auf die betreffende Times-Nummer. Ich habe diese herausgesucht und will aus ihr das Bezügliche um so lieber mittheilen, als Russell deßhalb später vom Grafen Bismarck sehr bittere Worte anhören mußte.

Der Bericht in der Times lautete folgender Maßen:

„Als die Nachricht eintraf, daß die Capitulation unterzeichnet sei, fühlte der König, daß er nun dem Wunsche des Kaisers nach einer Zusammenkunft willfahren könne; aber es entstand die Frage, ob es für Se. Majestät sich gezieme, dem gefallenen Kaiser einen

Besuch abzustatten und es wurde der Vorschlag gemacht, daß Napoleon in sein Quartier kommen solle. Ein edlerer Geist aber überwog und der ritterliche alte König ließ sich leicht zu dem Gedanken des Kronprinzen überreden, daß er seiner Würde nichts vergeben könnte, wenn er sich zum Kaiser nach dem kleinen Schlosse von Bellevue begeben würde. Dorthin nämlich hatte Letzterer sich von Sedan um 4 Uhr Morgens verfügt, angeblich wegen gewisser, durch französische Soldaten unter seinen Fenstern gemachter Kundgebungen. In der That soll er auf der Landstraße einige Zeit in seinem Wagen sitzen geblieben sein, bis er den Grafen Bismarck erblickte, dessen Begegnung mit ihm ich in einem anderen Briefe beschrieben habe. So ritt denn der König in Begleitung seines Sohnes, seines Stabes und einer Escorte gen Bellevue und, daselbst angekommen, sah er die französischen Generale in einer Art verglasten Treibhauses neben dem Hauptsalon versammelt. Der König verließ seinen Wagen und der Kaiser kam ihm auf der letzten Stufe der Treppe, die von dem Hofe in die Vorhalle führt, entgegen. König und Kaiser reichten einander die Hand, stiegen zusammen die Treppe hinauf, durchschritten das Treibhaus, aus dem die französischen Officiere sich zurückzogen, und von dort in den Empfangssalon. Der Kronprinz schloß die Thür und blieb draußen, der König und

der Kaiser standen einander von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Der König sprach zuerst. Gott, sagte er, habe den Sieg seinen Waffen verliehen in dem gegen ihn erklärten Kriege. Der Kaiser erwiderte: er sei es nicht, der den Krieg gesucht; er habe ihn nicht gewollt und nicht gewünscht, sei aber durch die öffentliche Meinung Frankreichs zur Kriegserklärung gedrängt worden. Worauf der König entgegnete: er wisse, daß sie nicht vom Kaiser ausgegangen, er sei davon vollständig überzeugt. „Ew. Majestät erklärte den Krieg der öffentlichen Meinung zu Liebe, aber Ihre Minister waren es, welche diese öffentliche Meinung, die den Krieg heraufbeschwor, geschaffen hatten."

Als daraufhin eine Pause entstand, bemerkte der König, daß die französische Armee mit großer Bravour gefochten habe."

„Ja," sagte der Kaiser, „aber Ew. Majestät Truppen besitzen eine Mannszucht, die meiner Armee neuester Zeit abhanden gekommen ist."

Hierauf bemerkte der König, das preußische Heer habe seit einigen Jahren sich alle neuen Gedanken zu Nutze gemacht und die Experimente aller übrigen Nationen vor und nach dem Jahre 1866 im Auge behalten.

„Ihre Artillerie, Sire, hat die Schlacht gewonnen. Die preußische Artillerie ist die schönste in der Welt."

Der König wiederholte, sich verbeugend, daß das preußische Heer bemüht gewesen sei, sich die Versuche anderer Nationen zu Nutze zu machen.

„Prinz Friedrich Karl entschied das Schicksal des Tages," bemerkte der Kaiser. „Seine Armee war es, welche unsere Position nahm."

„Prinz Friedrich Karl! Ich verstehe Ew. Majestät nicht. Es war die Armee meines Sohnes, die bei Sedan focht."

„Und wo ist denn Prinz Friedrich Karl?"

„Der steht mit sieben Armeecorps vor Metz."

Bei diesen Worten zuckte der Kaiser zusammen und fuhr zurück, als ob ihn ein Schlag getroffen hätte; aber bald gewann er seine Selbstbeherrschung wieder und die Unterhaltung wurde fortgesetzt.

Der König fragte, ob Se. Majestät irgend welche Bedingungen zu stellen oder vorzuschlagen habe.

„Nein! Ich besitze keine Macht. Ich bin ein Gefangener."

„Und wo, wenn ich fragen darf, ist die Regierung in Frankreich, mit der ich verhandeln kann?"

„Die Kaiserin und die Minister in Paris haben allein Macht zu unterhandeln. Ich selber bin machtlos, kann weder Befehle ertheilen, noch Bedingungen stellen."

Der König bemerkte schließlich, daß er, wofern es

Sr. Majestät angenehm sei, ihm das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel als Aufenthalt zuweisen wolle, und als der Kaiser dies annahm, wurde nichts von Bedeutung mehr gesprochen und Abschied genommen. Der Kaiser drückte mit bewegter Stimme dem Kronprinzen seine Gefühle für des Königs Güte und Höflichkeit aus; denn Se. Majestät hatte, wie ich glaube, bei Anfang der Begegnung irgend einen Ausdruck des Bedauerns oder Schmerzes über die Unglücksschläge, die den Kaiser in seine Gewalt lieferten, fallen lassen und seine gewöhnliche, stattlich wohlwollende Haltung während der ganzen Unterredung beibehalten."

Neuntes Capitel.

(Der Marsch nach Paris fortgesetzt. Coulommiers. Chaumes. Ein wüthender Republikaner. Corbeille. Palaiseau. Einzug in Versailles. Stimmung der Truppen und der Bewohner. Die Gloire von ehedem und von jetzt. Spazierfahrt nach einem der Vorposten. Vertheilung eiserner Kreuze. Ein russisches Gespann. Fremde Gäste. Die Gräfin della ***.)

Wir verließen das Hauptquartier am 14. September in Montmirail. Dort lag es den ganzen Tag stille, und von allen Richtungen strömten dieselben Neuigkeiten zu, nämlich, daß die preußische Cavallerie nach Belieben das Land bis in die Nähe von Paris durchstreife, daß aber gleichzeitig die Rotten der Franctireurs sich mehrten und gelegentlich Widerstand kund thäten.

Am 15. wurde von Montmirail abmarschirt und wir geben im Folgenden Auszüge aus Russell's Tagebuche über den Marsch nach Versailles.

15. September. Nach langem Tagritt durch eine herrliche Gegend erreichten wir die Stadt Coulommiers, in welcher Nachtquartier gehalten wurde. Das meinige befand sich in einem kleinen, saubern und stillen Hause,

welches in einer schattigen Kastanienallee gelegen war. Adresse: M. Mariot, Rue des Maronniers. So friedlich war die Umgebung, daß sie den Gedanken des Krieges kaum aufkommen ließ. Kinder spielten mit Kastanien, alte Frauen saßen schwatzend vor den Hausthüren, alte Graubärte erzählten einander von den Tagen, in denen sie jung gewesen und Frankreich allmächtig war. Die Stadt selbst scheint stark republikanisch gesinnt zu sein. So wenigstens bekunden die Maueranschläge, auf denen „Mort aux Prussiens“, „Vive la République“, Schmähungen gegen das Empire und feurige Aufrufe zum Widerstand gegen den Feind zu lesen waren. Die Stadt ist ziemlich ausgedehnt und viele Läden standen offen. Wir Engländer speisten mit einigen preußischen Freunden zusammen und ließen der französischen Küche volle Gerechtigkeit widerfahren. Die historische Erinnerung an eine Schlappe, die unsere britischen Vorfahren einstens bei Coulommiers erlitten, übte weder auf unsere Laune, noch auf unsern Appetit den geringsten Einfluß aus.

16. September. Früh am Morgen bringt ein Gendarm — gesegnet sei sein Andenken — die willkommene Botschoft, daß der Kronprinz den ganzen Tag in Coulommiers bleibt. Fürst Lynar, der von Wilhelmshöhe angekommen ist, erzählt viele Anekdoten über den Kaiser, seine Fahrt dahin und seinen Aufenthalt daselbst.

So viel ich aus den Aeußerungen der preußischen Officiere entnehmen kann, hegen sie eher Mitleid als Groll gegen den gefallenen Kaiser. Desto mehr hassen sie die französischen Republikaner.

17. September. Von Coulommiers nach Chaumes. Der Weg dahin war höchst angenehm und Chaumes selber liegt in einem reizenden, von bewaldeten Höhen eingeschlossenen Thale. Mein Quartier daselbst befand sich in einem, inmitten eines großen Gartens alleinstehenden Hause, in dessen Besitzer ich den wüthendsten alten Radikalen, der mir je vorgekommen, kennen lernte. Es war ein alter Regierungsbeamter, der, obzwar er mehreren Königen gedient hatte, der Republik doch mit Leib und Seele ergeben war. Anfangs wollte er mich nicht auf zwei Schritte nahe kommen lassen. Als er jedoch erfuhr, daß ich ein Engländer sei, wurde er zahmer, und als er von meinem Diener herausgebracht hatte, daß ich zur Familie „Roosselles" gehöre, setzte er sich den Gedanken in den Kopf, daß ich eine hochstehende Person sei, welche gekommen war, die Preußen zu überwachen. Als Beweis seines Wohlwollens schickte er mir eine Flasche Wein nebst Früchten, Butter, Käse und Brod. Hintendrein erschien er selber — ein rothnasiger, glotzäugiger alter Herr in einer hohen rothen Nachtmütze und einem alten fadenscheinigen Sammet-Schlafrock,

in den er sich wie Talma drapirte und aus dem er die schönsten Phrasen über die Menschenrechte heraussprudelte. Offenbar hatte er die letzten Jahre seines Ruhestandes zu Studien der großen Revolution benutzt und die Herren vom Berge, nicht aber die Girondisten zu seinen Lieblingen auserkoren.

18. September. Chaumes. Das Dorf ist ziemlich leer; alle jungen und kräftigen Leute scheinen von der Erde verschluckt worden zu sein. Mein edler Hauswirth declamirt mir fortwährend von der Dämmerung der großen vengeance und dem furchtbaren Widerstande, den Paris leisten werde. Die Herren vom Stabe jedoch sind anderer Meinung und glauben an keinen entschiedenen Widerstand der Hauptstadt mehr.

Zeitig früh begeben wir uns auf den Marsch. Wir durchziehen viele Dörfer und begegnen in allen denselben Erscheinungen: die wehrhaften Männer geflohen; an den Mauern feurige Plakate, die zum Widerstande auffordern; in manchen Dörfern Thüren eingeschlagen, Fensterscheiben zertrümmert und Läden geplündert. Spät am Abend erreichten wir den bedeutenden, an der Seine gelegenen Ort Corbeille, woselbst ich im Hause einer Marchande de modes untergebracht wurde. Das kleine Dämchen war, meines Wissens, die einzige französische Seele, die sich nicht mit übertriebenen Hoffnungen auf die

zukünftigen Heldenthaten ihrer Landsleute trug. Der Mangel an Religion — so meinte sie — habe diese allesammt demoralisirt; Paris aber — so fügte sie hinzu — werde sich trotzdem niemals ergeben und binnen allerkürzester Zeit würden wir allesammt als Gefangene nach Afrika oder irgend einer andern Stadt geschickt werden. Dies werde das Ende der Geschichte sein. —

19. September. Von Corbeille nach Palaiseau. Ausmarsch um 8 Uhr Morgens. Bald darauf schwacher Kanonendonner in der Ferne, der erst gegen Mittag ganz verstummte. Was da los ging, wußte Niemand zu sagen, und erst in der Nähe von Palaiseau erfuhren wir, daß das 5. Armee-Corps und die Bayern auf dem Plateau von Chatillon ein hartes Gefecht bestanden und die Franzosen nach Paris hineingetrieben hatten. Um zwei Uhr erreichten wir Palaiseau, standen somit schon im Departement der Seine und Oise. Der Ort selber aber? Welch' ein Bild! Wie er in gewöhnlichen Zeiten aussah, das weiß ich nicht zu sagen. Heute aber ist es, als ob der Inhalt sämmtlicher Trödelbuden aller Städte der Welt dort zusammengetragen und zertrümmert worden wäre. Auf dem Hausrath liegen zerbrochene Thüren und die leeren Stuben schauen aus den zerbrochenen Fenstern heraus. Die Läden sind meist verödet, aber nach langem Suchen gelang es uns doch, einen Conditor-

laden zu entdecken. Kuchen fanden wir zwar daselbst nicht — die Bayern haben eine nichtswürdige Vorliebe für diese Waare —, dafür that ein Zettel an der Ladenthür kund und zu wissen, daß Diners und Soupers für die Herren Officiere daselbst bereit gehalten würden. Wir folgten der freundlichen Einladung und später fand sich auch der Erbprinz von Mecklenburg mit dem Kronprinzen von Württemberg ein. Ich schlief wie ein König, obwohl mir weder ein Kopfkissen noch eine Bettdecke zu Gebote stand.

20. September. Früh Morgens aus Palaiseau abmarschirt. Wir ziehen gen Versailles. Der König aber befindet sich heute in dem Rothschild'schen Schlosse Ferrières, woselbst Jules Favre den Grafen Bismarck aufsucht. Daß er Letzterem bedeutend imponiren werde, glaube ich nicht, denn die Meinung der Deutschen von den Franzosen hat eine bedeutende Veränderung erfahren. Nach der Schlacht von Wörth und den furchtbaren Kämpfen von Mars-la-Tours und Gravelotte stand die französische Armee bei den Deutschen noch in hoher Achtung; jetzt aber ist dies nicht mehr der Fall, zumal seitdem ein paar kecke Uhlanen hinreichen, um eine große Stadt einzuschüchtern.

20. September (fortgesetzt). Denkwürdiger Tag! Wir rücken in Versailles ein, mitten zwischen gefällten

Bäumen, über frisch angelegte Gräben und aufgerissene Chausséesteine hinweg, die durch französische Landleute kürzlich erst aufgerissen und jetzt auf das Geheiß der Eroberer durch sie wieder eingefügt werden. So weit das Auge reicht, blinkende Bayonnette und zu beiden Seiten der Heerstraße Infanterie-Bataillone, die den Kronprinzen mit donnerndem Jubel begrüßen. Wohl mag diesem und den Soldaten das Herz lauter schlagen in gerechtem Stolze. Diese Jubelrufe angesichts von Versailles sind die bedeutungsvollste Antwort auf den Ruf „à Berlin!“ und aus den Wäldern ringsum schallen die endlosen Hochs zurück.

Mir ist als ritt ich im Traume. Vor mir liegt eine Zufahrt ehrwürdiger Bäume, unter deren Schatten sich stattliche Häuser bergen. In Stein gehauen lese ich „Cavallerie de la Garde, Artillerie de la Garde“ und so weiter — die Wohnstätten der Legionen, die einst der Schrecken und die Herren von Europa gewesen. Als ich das letzte Mal diese Stätte sah — es war nach einer großen Heerschau bei Satory, die der Kaiser über seine glänzenden Garden hielt — da frug mich ein Franzose: „Glauben Sie, Herr, daß es in der Welt, ich will nicht sagen bessere, aber eben so gute Soldaten giebt?“

Worauf ich mir folgende schüchterne Bemerkung er-

laubte: „Sie sind nicht so stramm als die Preußen und in Bezug auf die Artillerie möchte ich unserer englischen den Vorzug geben."

Darob lachte der Franzose mir beinahe ins Gesicht. „Les Prussiens!" rief er, „Bah! Je me — etc. de ces Prussiens."

Ich aber habe sie bei Königgrätz gesehen und später, als sie das Marchfeld vor Wien überschwemmten, und sehe sie jetzt wieder in Versailles, und habe ein Billet in der Tasche, welches einen gewissen Monsieur Carlon, den ich nicht weiter kenne, Avenue de Paris Nr. 29, auffordert, mir Kost und Logis zu geben, gleichviel ob er wolle oder nicht, und zwar auf Befehl dieser selbigen Prussiens, von denen die Franzosen alles eher denn einen gewappneten Besuch in Versailles erwartet hatten.'

Eine Biegung der Landstraße bringt uns vor dessen Thor. Ein alter Zollbeamter steht an ihm, als ob er der deutschen Armee das pflichtschuldige Octroi abfordern wollte. Männer, Weiber und Kinder stehen zu Haufen beisammen, um die Fremdlinge einziehen zu sehen. Es fällt kein Schuß, es tönt kein Ruf, und die Versailler mögen sich nicht wenig wundern, daß der Kronprinz und sein Stab so schmucklos daher reiten und daß ihre glänzenden Landeskinder durch so einfach ausschauende Cavaliere besiegt werden konnten.

Langsamen Schritts bewegt sich der Zug durch die Stadt, bis er bei der Präfectur anlangt. Dort steht eine Compagnie mit der Regimentskapelle zum Empfang des Kronprinzen bereit, Gendarmen und Jäger halten die Zugänge frei und Uhlanen bilden von dem Ende der Rue des Chantiers, quer durch die Avenue de Paris, Spalier bis zur Präfectur.

In der Avenue angelangt, warf der Kronprinz einen Blick zu seiner Linken nach dem Schlosse, von dessen Kuppel die weiße Fahne mit dem rothen Kreuze wehte; die Infanterie präsentirte unter donnernden Lebehochs das Gewehr, die Trommeln wirbelten und es schmetterten die Trompeten, der Kronprinz ritt die Fronte der Ehren-Compagnie ab und von da in den Hof der Präfectur hinein, woselbst er vom Pferde stieg und die Begrüßungen seines Stabes entgegennahm. Sodann zog er sich in seine Gemächer zurück.

21. September. Eine aus der Ferne herübertönende Kanonade weckte mich um 2 Uhr früh und erinnerte mich lebhaft an die Zeiten von Sebastopol. Schon dachte ich, daß die Pariser sich zu einem tüchtigen Ausfall ermannt hätten, aber der Lärm hatte nicht viel zu bedeuten und mit der Zeit gewöhnten wir uns an ihn wie an vieles andere.

Der Tag verstrich mit dem Sicheinrichten, Spazieren-

gehen und Besichtigung des Schlosses. Letzteres ist zu einem großen Hospital umgestaltet, in dem Saale der Marschälle lagen eben einige Franzosen und polnische Soldaten vom 18. und 19. Regiment. Marschall de Saxe schaute hinab auf einen Bayer, der ein Auge eingebüßt hatte, Marschall Lannes schien einen jungen verwundeten Polen aufmerksam zu betrachten und Marschall Ney hielt Wache über einem Typhuskranken.

Aus dem nahezu verödeten Garten kam der Kronprinz die Treppe heraufgestiegen, besuchte die Krankensäle von einem Ende zum andern und hatte für jeden der Soldaten ein freundlich Wort. Hierauf besichtigte er die Kapelle und nach dieser die große Galerie mit den Schlachtenbildern, in welcher der Herzog von Coburg nebst anderen Herren vom Stabe sich ihm anschlossen. Ein alter, fein aussehender Castellan geleitete den Prinzen in tiefer Ergebenheit, aber ohne anstößige Bedientenhaftigkeit.

Nach der ersten Aufregung, die der Einzug in Versailles und der Blick auf das eingeschlossene Paris erzeugt hatten, gestaltete das Leben daselbst sich bald recht einförmig für die Belagerer und noch weit mehr für die Berichterstatter. Russell empfand den Verlust seiner beiden Reitpferde, die total caput geworden waren, mitten in dieser Einförmigkeit um so bitterer, als es ihm nicht

möglich war, andere zu bekommen, und, da es ihm mit dem Ausborgen nicht glückte, lebte er geraume Zeit von der Gefälligkeit Dr. Hassel's, der ein Wägelchen mit einem Pony erstanden, nicht aber wie die Herren Franzosen geglaubt haben mögen, gewaltsam requirirt oder gar heimtückisch gestohlen hatte.

In diesem Wägelchen machten die beiden Herren, in Begleitung von Mr. Landells, dem Zeichner der „London Illustrated News", am 23. September einen Ausflug nach Plessis Piquet, um die dort gelegene, den Franzosen vier Tage zuvor abgerungene Redoute in Augenschein zu nehmen.

Nicht weit vor der Stadt — erzählt Russell — trafen wir auf die Uhlanen-Escorte des Kronprinzen, der nach Ferrières zum König gefahren war. Sie wartete seiner nun schon an vier Stunden, vertrieb sich die Zeit mit dem Knacken von Nüssen und theilte uns mit, daß aus der Richtung, nach der wir fuhren, seit geraumer Zeit schweres Geschützfeuer herüber töne.

Von Versailles nach Petit-Bicêtre ist nicht mehr als eine deutsche Meile, aber die Straße war so abscheulich ausgefahren und durch gefällte Bäume unwegsam gemacht, daß wir über anderthalb Stunden bedurften, um die kleine Strecke zurückzulegen. Zehn Minuten jenseits von Bicêtre stießen wir auf ein Regiment bayerischer

Cavallerie nebst einer Artillerie-Batterie, die zur Action bereit standen. Man ließ uns nicht passiren und bedeutete uns, nach rechts einzulenken, weil die gerade Straße sich an diesem Punkte etwas senkte und uns innerhalb des Gesichtskreises der französischen Forts gebracht hätte. Langsam fuhren wir nun auf dem Feldwege dahin, als ein Posten uns abermals Halt gebot. Aus einem Graben zur Seite tauchte ein Officier auf, der uns befahl, unverzüglich vor dem General zu erscheinen. Es war der General Schleich, der dort commandirte, und seine erste Begrüßung lautete nichts weniger als freundlich. Nachdem er aber unsere Pässe durchgesehen, wurde er zuthulicher.

„Wissen Sie, meine Herren" — sagte er — „daß ein paar Schritte weiter nach vorwärts Sie in das Gesichtsfeld der Franzosen gebracht hätten, daß diese sofort ihr Feuer gegen Sie eröffnet und, wenn nicht Sie, wahrscheinlich einige meiner Leute getödtet haben würden? Wäre es Ihnen etwa angenehm, die Verantwortung dafür zu tragen?"

Der General war unstreitig in seinem Rechte, aber nachdem wir unsererseits ihm höflichst bemerkten, daß es unsere Schuldigkeit als Berichterstatter sei, so viel als nur möglich selber zu sehen, gestattete er uns, einzeln über den exponirten Raum nach einem kleinen, von

Bäumen umgebenen, am Rande des Plateaus gelegenen Sommerhäuschen zu laufen, von dem sich ein schöner Ueberblick über Paris gewinnen lasse. Unter Führung seines Adjutanten, eines sehr liebenswürdigen Herrn, erreichten wir unbehelligt den bezeichneten Punkt, von dem aus wir Paris in aller seiner Schönheit klar überblicken konnten. Aber auch die Franzosen mußten uns erspäht haben, denn nicht lange hatten wir uns der Aussicht erfreut, als eine Hohlkugel durch die Bäume des Gartens schlug, um hinter uns zu platzen.

„Die Franzosen wachen auf,“ sagte der bayerische Officier; „ihre Essenszeit ist vorüber und sie scheinen sich in lebhafter Laune zu befinden.“

Bum! bum! kam eine zweite Kugel in die Bäume geflogen, diesmal ein solides Geschoß, welches ringsherum alles krachen machte.

„Wir müssen retiriren,“ bedeutete uns der Officier; „aber einer nach dem andern, meine Herren, wenn's Ihnen beliebt. Und gute Distanz zwischen Jedem gehalten!“

Die Retirade war ein kitzlich Ding, denn wir mußten aus dem Gehölz heraus auf den offenen Plan. Allerdings boten die Bäume nicht den geringsten Schutz, aber es scheint nun einmal in der menschlichen Natur zu liegen, daß man sich hinter der allerschwächsten Deckung

sicherer fühlt, als auf vollständig offenem Raume. Hatte mir doch ein sonst überaus muthiger Artillerieofficier einmal gestanden, daß er wegen seiner selbst und seiner Leute seine Geschütze lieber hinter einem Bogen Papier, als ohne jedwede Bedeckung bedienen möchte.

Unsere Retirade vollzog sich mit möglichster Würde und ohne schlimme Folgen für unsere sterblichen Leiber. Dankend empfahlen wir uns dem General und um sechs Uhr waren wir wieder zurück in Versailles, dessen Ruhe gegen die ewige Aufregung bei den Vorposten gewaltig abstach.

Am 26. September wurde die Einförmigkeit des Versailler Lebens durch eine erhebende Feierlichkeit unterbrochen: Die Vertheilung eiserner Kreuze durch den Kronprinzen an eine Anzahl verdienter Officiere.

Auf dem historisch berühmten Platze, den die Standbilder von Duguesclin, Turenne, Bayard, Condé, Masséna, Lannes, Mortier und anderen Helden des monarchischen und republikanischen Frankreichs zieren, stand eine große Menge von Officieren, ringsherum Truppen in Parade. Ueber sie hinweg ragte die Statue von Louis-le-Grand.

Um zehn Uhr erschien der Kronprinz in Campagne-Uniform unter Begleitung seines Stabes, schritt geradeaus auf die Statue des französischen Königs zu und nahm

auf der obersten Treppenstufe des Postamentes Stellung. Wie er dort stand, war gerade der Thorbogen mit der Inschrift „A toutes les Gloires de France“ über seinem Haupte sichtbar. Zu seiner Rechten standen die Generale Blumenthal, Tümpling, Kirchbach, Voigts-Rhetz nebst anderen Officieren; eine Stufe tiefer die Herzöge von Coburg und Augustenburg, die Prinzen von Mecklenburg, Württemberg, Hohenzollern u. s. w.; zu seiner Linken wartete ein Dragonerofficier, der einen von Lorbeern eingefaßten, mit eisernen Kreuzen bedeckten Präsentirteller hielt. Trommelschlag und Trompetenschall eröffneten die Feier. Hierauf wurde jeder der Officiere, dem die Ehre des Kreuzes zugedacht war, mit Namen aufgerufen, und an jeden derselben richtete der Prinz ein freundliches Wort und schüttelte ihm die Hand. Zum Schlusse zog er seinen Degen, hob ihn hoch in die Luft und forderte mit lauter Stimme auf, dem Könige drei Lebehochs zu bringen. Es war eine unbeschreibliche Scene. Und unbeschreiblich war auch der Jubelruf der Truppen. Selbst die armen verwundeten Bursche in den vergoldeten Gemäldesälen daneben erhoben sich, wie mir versichert wurde, von ihren Schmerzenslagern, um, ihr eigenes Leid vergessend, einzustimmen in den allgemeinen Jubel. Noch brachte ein General drei Lebehochs für den Kronprinzen aus; von Neuem rollte der Donner der Stimmen

durch den Schloßhof; dann stieg der Kronprinz die Treppen hinab — die Feier war vorüber.

Am 28. September kam ein königlich englischer Regierungscourier, Capitän Johnson, mit einem herrlichen Gespann aus Paris unter der Waffenstillstandsflagge angefahren und vertraute, da er nach London weiter mußte, den Schatz unserm Freunde Russell an. Es waren prachtvolle Pferde, die Kaiser Napoleon vom Kaiser von Rußland bekommen und später dem Prinzen Metternich verkauft oder geschenkt haben soll, welcher sie seinerseits bei seinem Abzuge aus Paris der englischen Gesandtschaft zur Verwahrung übergeben hatte. Was seitdem aus ihnen geworden ist, vermögen wir nicht zu sagen; aber da Russell später das Glück hatte, noch ein Paar andere gute Pferde sammt einem Phaeton käuflich an sich zu bringen, kam er nachgerade in den Besitz eines kleinen Marstalls, der ihn über den Verlust seiner Reitpferde einigermaßen tröstete.

Ab und zu stellten sich in Versailles interessante Gäste ein, darunter zuweilen freilich manche recht komische Käuze aus England, Amerika, Deutschland und anderer Herren Länder. Aber auch sonst wurden Bekanntschaften mit Familien gemacht, die trotz des Kriegslärms ihre Landhäuser in der Umgebung von Paris nicht verlassen hatten. Zu Letzteren gehörte eine Dame, von

der Niemand recht wußte, was sie eigentlich sei, die sich selbst als eine Freundin Bismarck's, Jules Favre's und noch sonst aller möglichen Menschen ausgab, von manchen als französische Spionin verdächtigt wurde, sich jedermann aufdrängte, aber gastfreundlich jeden bewirthete, der ihr die Ehre seines Besuches schenkte.

Ich saß — so erzählt Russell — im Hotel beim Frühstück, als eine Dame, deren Gesicht noch Spuren ehemaliger großer Schönheit trug, mich mit fremdartigem Accent englisch ansprach. „Wie froh bin ich, Sie zu finden, mein lieber Mr. Roussellès! Eine Ewigkeit, seit wir uns nicht gesehen haben! Das letzte Mal bei S. H.... Sie führten mich damals zu Tische, Garibaldi war dabei. Sie erinnern sich doch? Und wie ist es Ihnen seitdem ergangen? Und wie geht es B. und C. und D.?" In diesem Tempo ging es fort, ohne daß ich eine Ahnung gehabt hätte, wer die Dame eigentlich sei. Ich stotterte heraus, was man bei derartigen Begegnungen höflich zu stottern pflegt. Sie aber unterbrach mich und trippelte auf den Herzog von Coburg zu, der ebenfalls ein „lieber alter Freund" von ihr war. Wirklich, ehe dieser sich's versah, hatte sie ihn schon in ein lebhaftes Gespräch verwickelt. Sie erzählte Anekdoten, für deren Echtheit sie mich unschuldigen Menschen zum Zeugen aufrief, und sprach mehrere Sprachen so

lebhaft durcheinander, daß sich bald ein zahlreiches Auditorium um sie versammelte. Zum Schlusse lud sie mich und „le cher Landelles“ zum Frühstück nach ihrem kleinen, jenseits von St. Germain gelegenen, Maison Lafitte benannten, Landhause ein.

„Wer ist sie?“ frug ich, frugen mehrere.

„Die Gräfin della ***“ lautete die Antwort.

„Was aber ist sie und was thut sie hier?“

Darauf wußte Niemand bestimmte Antwort zu geben. Ihrer eigenen Darstellung zufolge war sie auf ihrem Landhause gegen ihren Willen abgeschnitten worden und bemühte sich jetzt, zwischen ihrem „alten Freunde“ Bismarck und ihrem „allerintimsten Freunde“ Jules Favre eine Friedensvermittelung für Frankreich zu Stande zu bringen.

Dies lautete sehr komisch in der That, aber da Zeitvertreib Noth that, benutzte Russell schon den nächsten Tag, um mit Landelles und dem Grafen Seckendorff, der ebenfalls eine Einladung erhalten hatte, nach Maison Lafitte zu fahren. Es war eine allerliebste Villa mit Treibhäusern, hohem Giebeldache, schmalen Fenstern, einem kleinen Teiche, einer Insel en miniature und einer Dependance im Schweizerstil.

Mit großer Liebenswürdigkeit wurden wir, so schreibt er, von der lebhaften Dame empfangen. Sie führte uns

durch das ganze Haus, selbst in ihre Schlafstube, zeigte uns zwölf Betten mit schneeweißen Vorhängen, die sie für Verwundete hergerichtet habe, sprach von „ce cher Bismarck“ und von ihrem Bestreben, Paris zu retten, sprach von Lablache und Grisi und zahllosen anderen „chers amis“, und gab uns zum Schlusse ein ausgezeichnetes Dejeuner, dem sich zwei Husarenofficiere, ebenfalls „chers amis“ der Dame, unerwartet anschlossen.

Die Contessa war die Liebenswürdigkeit und Lebhaftigkeit selbst; aber selbst die beiden Husarenofficiere, die sich, wie sie uns lachend sagten, fast täglich bei ihr zum Frühstück einstellten, wußten über sie nicht mehr als Andere zu erzählen. Eine Spionin kann sie kaum gewesen sein. Was hätte sie in ihrem einsam gelegenen Landhause unter den Augen der preußischen Gendarmen denn auch ausspüren können? Bei ihren französischen Nachbarn war sie überdies sehr verhaßt, weil sie Gastfreundschaft gegen die Eroberer übte, und gar bitter klagte sie, daß ihr deßhalb des Nachts oft die Fenster eingeworfen würden.

Mag sie aber gewesen sein was immer, gastfreundlich war sie auf jeden Fall, und mancher deutsche Officier, der in der Nähe lag, wird von ihren vortrefflichen Dejeuners zu erzählen wissen. Wenn wir unsererseits der Begegnung Russell's mit der Contessa einen größeren

Raum gewidmet haben, als die geringe Bedeutung des Gegenstandes eigentlich verdient, so geschah es, um zu zeigen, daß das Kriegsgetöse rings um Paris zuweilen durch sanftere Töne unterbrochen wurde und um den historischen Vordergrund des Kriegsbildes durch landschaftlich-idyllische Staffage kunstgerecht einzurahmen.

Zehntes Capitel.

(Uebersiedelung des Königs nach Versailles. Ein Pröbchen öffentlicher Meinung. Langeweile der Berichterstatter. Ein bitterer Tag für Russell. Begegnung mit dem Kanzler und wie er von diesem abgekanzelt wird. Monsieur Rameau, der Maire von Versailles. Pariser Zeitungen.)

Am 5. October siedelte der König mit seinem Stabe nach Versailles über, welches nun die glorreichsten Häupter Deutschlands umschloß. Desto weniger war von den französischen Gloires zu merken. In der Stadt, im Schlosse, in den Gartenanlagen und auf den herrlichen Terrassen herrschte der Deutsche als absoluter Gebieter, und sein Regiment war wahrlich kein mildes. Von Tag zu Tag schloß sich der eiserne Ring fester um die Hauptstadt, wurde die Lage Bazaine's in Metz unhaltbarer, drangen deutsche Heeresabtheilungen weiter gen Westen und Süden vor, erwiesen sich die Massenaushebungen ungenügender, die französischen Zeitungsberichte lügenhafter. Trotz alledem trug die Versailler Einwohnerschaft sich fortwährend mit traumhaften Siegesberichten französischer

Armeen, die nicht existirten, mit thörichten Hoffnungen auf einen plötzlichen Abzug der Deutschen, die an alles eher dachten, als heimzukehren, ohne vorher Paris einen Besuch abgestattet zu haben. „Wie schlau diese Preußen sind," sagte einer der französischen Spießbürger zu Russell, „sehen Sie nicht alle Tage dieselben Gesichter unter ihnen? Dieselbe Truppe kommt und geht, um über ihre Anzahl zu täuschen. Derartige Kunststücke werden ihnen jedoch wenig helfen, wenn ihnen erst unsere Loire-Armee auf den Buckel gesprungen sein wird." Einen Andern, der offenbar ein gedienter Militär war, hörte Russell folgender Maßen raisonniren: „Diese Deutschen sind feige Memmen, alle miteinander. Fallen augenblicklich ihrer drei über einen der Unserigen her, verstecken sich in den Wäldern und überfallen unsere jungen unerfahrenen Generale. Vermittelst solcher Kunststückchen kamen sie bis vor Paris geschlichen. Da machten sie plötzlich Halt. Weßhalb stürmen sie nicht? Weßhalb attaquiren sie die Enceinte nicht? Weil ihnen die Courage fehlt — Messieurs, croyez-moi!"

Von solchen komischen Aeußerungen der öffentlichen Meinung in Versailles verzeichnet das Russell'sche Tagebuch eine reiche Auswahl. Da die Gattung aber sattsam bekannt ist, wollen wir uns mit den einzelnen Arten nicht weiter befassen. Eben so wenig möchten wir die

gebotenen Schilderungen verschiedener Ausfälle eingehend verfolgen, am allerwenigsten aber seine wechselvollen Betrachtungen über die Aussichten im Freundes- und Feindeslager, die Zweck- oder Unzweckmäßigkeit eines Bombardements, die etwaigen Friedensbedingungen, die theilweise Kündigung des Pariser Vertrags durch Rußland, die Haltung der neutralen Mächte u. s. w. u. s. w. Demgemäß überspringen wir die Tagebuchnotizen, die in den ersten Octobertagen geschrieben wurden, ohne uns deßhalb Gewissensbisse zu machen.

In den ersten Wochen hatte sich das Leben in Versailles noch ziemlich erträglich gestaltet. Die großen historischen Erinnerungen, die sich an das Schloß und dessen Umgebung knüpften, verbunden mit den angenehmen gastronomischen Eindrücken im Hotel des Reservoirs, die nach den bisherigen Entbehrungen auf dem Marsche doppelt süß schmeckten, halfen über den Tag und einen guten Theil der Nacht hinweg. Als aber die belagerte Schöne Monate lang, allen Ueberredungskünsten zum Trotz, sich in borstiger Sprödigkeit gefiel, Metz über Erwarten lange Stand hielt, Göben im Norden und v. d. Tann im Süden schwere Noth hatten und man weder in St. Cloud noch in St. Germain eine Cotelette à la jardinière verzehren konnte, ohne von zudringlichen Kanonaden belästigt zu werden, da wurde

der Versailler Aufenthalt eintönig über alle Vorstellungen. Die Soldaten freilich hatten alle Hände voll zu thun und auch die Generale konnten über Mangel an Beschäftigung nicht klagen, aber den Prinzen des Gefolges stand die Langeweile auf der Stirn geschrieben und die armen Zeitungsberichterstatter wandelten an Abgründen der Verzweiflung. Denn es gab nur selten Bedeutungsvolles zu melden, und wenn es dessen gab, waren sie niemals sicher, ob und wann ihre bezüglichen Berichte an die richtige Adresse gelangen würden. Den deutschen Correspondenten erging es damit nicht um ein Haar besser als den englischen, in den meisten Fällen sogar noch schlimmer.

Bei dem 10. October jedoch müssen wir etwas länger verweilen. Derselbe war nämlich für Russell ein bitterer Tag, der schlimmste, den ihm die Kriegsfahrt noch beschieden. Nichts Böses ahnend, war er in das Hotel des Reservoirs gegangen, um einen Collegen von der Feder, den Berichterstatter des „Standard", zu besuchen, und befand sich inmitten harmlosen Geplauders, als jener plötzlich die Frage an ihn richtete: „Was werden Sie bezüglich des Bismarck'schen Telegramms thun?" Russell wußte nichts von einem Bismarck'schen Telegramm, das ihn näher angehen könne, da die Times es ihren Lesern vorenthalten hatte, aber da stand es schwarz auf weiß

in allen anderen Londoner Blättern unter den übrigen des Reuter'schen Bureaus, im ausdrücklichen Auftrage Bismarck's männiglich zu wissen thuend, daß Russell's Bericht über die Zusammenkunft Kaiser Napoleon's und König Wilhelm's nach Sedan jedweder thatsächlichen Unterlage entbehre. Das war ein harter Schlag.

„Ich erkannte" — so schreibt Russell — „sofort die Schwierigkeit der Lage. Zwar war die Quelle, aus der ich geschöpft, die allerbeste, und hatte ich, was ich von ihr erfahren, beinahe auf der Stelle niedergeschrieben. Doch war es mir vollkommen klar, daß ich die bewußte hohe Person, meine Quelle, nicht in eine Controverse mit dem Kanzler hineinziehen dürfe. Nicht minder klar war mir's andererseits, daß ich die Anschuldigung nicht auf mir sitzen lassen könne. Ich schnitt den Paragraphen heraus und eilte zur Wohnung des Grafen. Er aber war ausgegangen und Niemand wollte wissen, um welche Stunde er heimkommen werde."

Herr v. Keudell war an jenem Tage ebenfalls unsichtbar, aber der Zufall wollte, daß Russell dem Grafen nach einem Spazierritt im Schloßhofe begegnete. Dort faßte er ihn und erbat sich für wenige Minuten Gehör.

„Was wünschen Sie?" fragte der Kanzler.

„Ich muß eine Frage wegen eines Telegramms an Sie richten, welches ich eben durch Zufall gelesen, welches

mit Ew. Excellenz Namen veröffentlicht wurde und besagt, daß mein Bericht über die Begegnung des Königs und des Kaisers der Franzosen nach der Schlacht von Sedan unbegründet sei."

„Ich habe mein Lebelang meinen Namen nicht unter ein Zeitungs-Telegramm gesetzt" — lautete die Antwort.

„Aber hier steht er gedruckt," erwiderte Russell und zeigte den Ausschnitt aus dem „Standard."

Nachdem der Graf das Document aufmerksam betrachtet, sagte er: „Von mir ist die Ermächtigung, dieses Telegramm abzufertigen, nicht ausgegangen. Ich hätte einen derartigen Ausdruck niemals auf einen von Ihnen geschriebenen Bericht angewendet, zum mindesten nicht, ohne Sie früher davon verständigt zu haben. Der Gebrauch meines Namens in dieser Mittheilung war factisch ein unermächtigter."

„Somit" — entgegnete Russell — „darf ich auf Ermächtigung Ew. Excellenz nun wohl erklären, daß das der Reuter'schen Agentur übermittelte Telegramm ohne Ihr Wissen und ohne Ihre Genehmigung erschienen sei?"

Statt diese Frage zu bejahen, bemerkte Graf Bismarck in etwas gereiztem Tone: „Es ist zuweilen ungelegen, daß derartige Berichte veröffentlicht werden; Reserve thäte Noth."

Als ihm darauf Russell vorstellte, daß der betref-

fende Bericht aus allerbester Quelle stamme, daß er ihm anscheinend behufs Berichtigung irriger Darstellungen über denselbigen Gegenstand anvertraut wurde, und es für ihn um seiner Ehre willen eine Lebensfrage sei, daß er das angebliche Dementi Sr. Excellenz in Sr. Excellenz Namen dementiren dürfe, gab Graf Bismarck wieder keine directe Antwort, sondern sagte, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, blos: „Welche Stellung! Welche Attitude! Sieht er nicht wie ein Pirat auf der Bühne aus?" oder so etwas Aehnliches. Diese Bemerkung galt der Statue des großen Condé, an welcher der Weg eben vorüberführte.

Unser Doctor, dem in jenem Augenblicke die Attitude Condé's und sämmtlicher verstorbener Helden Frankreichs überaus gleichgültig war, ließ sich durch die Flankenbewegung des Kanzlers nicht irre machen und hämmerte abermals auf das fragliche Telegramm los. Worauf Graf Bismarck ihm wieder gereizt sagte: „Meine Aufmerksamkeit auf Ihr Telegramm, richtiger gesagt, auf dessen Uebersetzung in deutschen Blättern, wurde durch den König gelenkt, der es für unrichtig erklärte und den Wunsch aussprach, es berichtigt zu sehen. Ich meinerseits gab blos im Allgemeinen Instructionen über eine bezüglich desselben zu machende Mittheilung. Ihr Name sollte darin nicht genannt werden, und gewiß nicht der

meinige, um die Richtigkeit Ihrer Darstellung in Abrede zu stellen."

Vergebens wies Russell abermals auf seine Quelle und erbat sich nochmals Erlaubniß, um das Dementi im Namen des Grafen zu dementiren. Dieser versprach ihm jedoch nur, weitere Erkundigungen über die Absendung des Telegramms einzuholen, und am nächsten Tage möge er zu ihm kommen, um das Resultat zu erfahren.

Damit schritt der Graf von dannen. Russell glaubte besonders schlau zu handeln, indem er sofort eine Depesche an die Times und an Reuter expedirte, um den wesentlichen Punkt der eben gehabten Unterredung mitzutheilen. Aber — weder Times noch Reuter sahen sie jemals wieder.

Am nächsten Tage sollte Russell noch ein anderes mauvais quart d'heure zu kosten bekommen. Pünktlich stellte er sich ein.

„Graf Bismarck" — so erzählt er — „sagte mir, daß er keine Gelegenheit gefunden habe, den König über die bewußte Depeschen-Angelegenheit zu befragen, und als ich auf die Absendung meines letzten Telegrammes (an Reuter und die Times) anspielte, war er ersichtlich der Meinung, daß über diesen Gegenstand schon genug gesagt worden sei, und fing an in allgemeinen Ausdrücken

von der nothwendigen Discretion zu sprechen, deren sich alle jene befleißigen sollten, die in die Nähe hoher Personen an Höfen und Heerlagern gebracht werden. Dabei erinnerte er mich, daß er es gewesen, der mir den Zutritt zu dem Hauptquartier erwirkt, da mein Ruf, wie er zu bemerken die Güte hatte, so hoch stand, daß man mir wohl zutrauen durfte, keine militärischen oder politischen Geheimnisse zu verrathen; trotzdem sei ich nicht vorsichtig genug gewesen."

„Ich bemerkte hierauf, daß der Gegenstand, auf den er hinzudeuten scheine, wohlbekannt sei, daß Berichte über die Begegnung der beiden Monarchen aus denselben Quellen auch in andere Blätter übergegangen seien, und das, was ich mitgetheilt, von noch Anderen wiederholt worden sei. Ich erwähnte dabei ganz besonders Einen Namen. Die Nennung dieses Namens versetzte den Grafen in entschieden böse Laune. Mit der Hand auf den Tisch schlagend, rief er: „Ich will ein derartiges Auditorium — fortschaffen lassen!" Und als ich ihn hierauf erinnerte, daß er bei verschiedenen Gelegenheiten über die wichtigsten Gegenstände mit größter Offenheit zu mir gesprochen, ohne daß ich aus seinen Mittheilungen Capital geschlagen oder mich ihm sonst aufgedrängt hätte, bedeutete er mich mit ziemlicher Gereiztheit folgender Maßen: „Wenn ich zu Ihnen spreche, dann weiß ich,

daß es Ihr Geschäft ist, der Welt mitzutheilen, was ich Ihnen gesagt habe, und danach richte ich mich ein. Mich kümmert es nicht, wenn Sie jedes Wort, das ich zu Ihnen geredet, veröffentlichen. Aber wenn solche —, wie Dieser und Jener (dabei nannte er mit großem Nachdrucke Namen), zu Ihnen reden, sollten Sie besser wissen, was Sie zu thun haben."

„Und was" — entgegnete hierauf der Abgekanzelte dem Kanzler — „würden Sie von mir denken, wenn ich auch das veröffentlichen würde, was Sie eben jetzt gegen mich geäußert?"

Diese Bemerkung oder Frage war, wie Russell selber eingesteht, keine glücklich gewählte, „aber" — so fügt er im Gefühl seiner Unschuld und peinlichen Lage hinzu — „es war doch gar zu hart, bedeutet zu werden, daß ein beleidigendes Communiqué ohne Ermächtigung veröffentlicht worden sei, und trotzdem keine Zeile officiellen Widerrufes von dem Einen erlangen zu können, der sie allein zu geben im Stande war."

Graf Bismarck machte dem grausigen Wortwechsel ein Ende mit den Worten: „Meine Minuten sind kostbar. Ich habe Ihnen mehr Zeit gewidmet, als ich Gesandten und selbst gekrönten Häuptern widme."

Der Wink war zu deutlich, als daß er hätte mißverstanden werden können. Russell hatte nun selber er-

fahren, daß der Liebenswürdige zu Zeiten auch schrecklich sein könne, und empfahl sich zu Gnaden. Herr v. Keudell hatte der ganzen Explosion starr wie eine Salzsäule beigewohnt.

Schlimm wie die Lage der Zeitungscorrespondenten, Officiere und Soldaten war, gab es um jene Zeit doch noch eine Menschenclasse, die Aergeres als sie auszustehen hatte, nämlich die französischen Maires.

Am 12. October hatte der Maire von Versailles, Monsieur Rameau — nebenbei bemerkt ein entschiedener Republikaner — Audienz beim Grafen Bismarck, die nicht viel angenehmer gewesen sein mochte, als die letzte Russell's. Monsieur Rameau — so schreibt er — wollte gemäß dem Befehle der in Tours sitzenden Regierungs-Delegaten, die Wahlen für die neueinzuberufende französische Nationalversammlung im Departement der Seine und Oise am 16. October vor sich gehen lassen. Natürlich mußte er sich dazu erst die Erlaubniß derer einholen, die in seinem Departement unbeschränkte Gebieter waren. Graf Bismarck bedeutete ihn hierauf, daß die Regierung der Nationalvertheidigung in Paris, vermittelst eines vom 1. October datirten Decrets, sämmtliche Wahlen vollständig suspendirt habe. Da lag nun der große Widerspruch der beiden in Frankreich waltenden Regierungen und selbst Monsieur Rameau konnte nicht umhin, die Be-

rechtigung der vom Kanzler erhobenen Einwendungen zuzugestehen. Trotzdem schien er sich in seinem französischen Stolze tief gekränkt zu fühlen, als ihm der Graf unter Anderm bemerkte, daß „la France réunira des hommes, mais pas une armée.“

Aus dieser einzigen Bemerkung läßt sich der Charakter des Zwiegespräches schon annähernd erkennen. Als der Maire sich empfahl, weigerte er sich anfangs, seine Hand in die ausgestreckte des Grafen zu legen. „Aber persönlich werden Sie sich doch nicht weigern, Monsieur le Maire,“ — sagte der Kanzler. Worauf Monsieur Rameau entgegnete: „Sie haben mich zu höflich empfangen, Herr Graf, als daß ich in meinem Charakter als Privatmann Ihnen den Händedruck verweigern könnte, doch hätte ich nimmer geglaubt, daß ich ihn jemals einem Feinde meines Landes erwiedern würde.“

13. October. Das Vergnügen, Pariser Zeitungen zu lesen, ist mit einer Fülle des Mileidens für die Verblendung der Franzosen gemischt. Heute noch versichert der „Gaulois“ seinen Lesern, daß die Deutschen mit „Vertheidigungswerken“ beschäftigt seien und ermahnt den König Wilhelm „ohne Verzug in sein Land zurückzuziehen, da widrigenfalls sein Heer unter den Mauern von Paris zu Grunde gehen würde.“ Die „Liberté“ ihrerseits dringt auf eine Beschießung

des preußischen Hauptquartiers in Versailles, als ob dies in einer Entfernung von zehn Kilometern ein purer Spaß wäre. Aehnlichen und noch größeren Albernheiten begegnet man in den übrigen Pariser Blättern. Die Leute sind offenbar verrückt. Es ist ein wahrer Jammer.

Elftes Capitel.

(Einzug der Garde-Landwehr. Geistliche als Spione. Erbitterung der Versailler. Großer Ausfall unter Führung Ducrot's. St. Germain, dessen angenehme und unangenehme Seiten. Mißlichkeiten der Postverbindung. Meinungsverschiedenheiten über die Beschießung von Paris. Der Geburtstag Moltke's. Die Capitulation von Metz. Das Auftreten von Thiers. Allerlei Vermittelungsversuche. Ein Aufruf an die Franzosen von Damenhand. Auszug der Engländer aus Paris. Die Lage im Süden Frankreichs. Ein deutsches Heldenstück. Die Mission Odo Russell's wegen der Kündigung des Pariser Vertrags durch Rußland. Wie diese vom Grafen Bismarck aufgefaßt ward.)

Am 16. October gab es freudige Aufregung in Versailles. Die Garde-Landwehr rückte ein und wurde um so freudiger bewillkommnet, als die dünne Linie der Belagerer eine Verstärkung ganz gut vertragen konnte. Russell mochte sich, wie die meisten Engländer, unter der preußischen Landwehr eine Schaar ältlicher, rheumatischer Leute vorgestellt haben, denen die Exercier-Lectionen ihrer Jugend längst aus dem Gedächtnisse geschwunden seien. Zu seiner Ueberraschung sah er kräftige Gestalten im besten Mannesalter rüstig einhermarschiren, an denen das

schärfste (englische) Generalsauge kein unzugehöriges Atom von Bürgerthum zu entdecken im Stande gewesen wäre. Er äußert darüber seine ungeheuchelte Bewunderung, wie über vieles Andere, das er früher nicht gekannt.

Tags zuvor war Colonel Lindsay, der von Paris in das deutsche Lager gekommen war, von einem deutschen Vorposten festgehalten worden, und als Russell darüber dem General Blumenthal Bericht abstattete, verbreitete sich dieser über das Spionirsystem der eingeschlossenen Pariser. „Sie werden es kaum glauben" — sagte er — „aber die schlauen Herren dort haben herausgefunden, daß unsere Vorposten in der Richtung von Sèvres polnischen, folglich katholischen Regimentern angehören, die nicht gern auf Geistliche feuern. Darauf hin steckten die Spitzbuben ihre Spione in geistliche Gewänder. Ich aber habe Befehl ertheilt, daß auf alle als Priester gekleidete Leute gefeuert werde, und seitdem sind ihrer eine Menge erschossen worden."

„Vielleicht waren wirkliche Geistliche darunter," bemerkte Russell. „Das ist gerade nicht unwahrscheinlich," erwiderte der General, „denn sie gehören zu der schlimmsten Gattung unserer Feinde."

In der That hatten die Militärbehörden sich veranlaßt gesehen, strenge Maßregeln gegen den Clerus von Versailles und dessen Umgebung zu ergreifen, da er im

Verdacht stand, dem Feinde Signale von den Kirchthürmen zu geben.

Am 21. October waren die Versailler außer sich vor Wuth. Von der Präfectur des Departements Seine und Oise war nämlich die Weisung veröffentlicht worden, daß sämmtliche Elementarschulen und sonstigen Erziehungsanstalten des Departements geöffnet werden sollten. Friedlich und harmlos, wie diese Weisung unbefangenen Ohren auch klingen mag, erblickten die wüthenden Franzosen in ihr doch das „Maximum der Unverschämtheit", denn es offenbare sich in ihr die „Anmaßung der Deutschen, vollständige Herren des Departements zu sein." Aber freilich — die Stunde der Rache für diese Roheit und andere Schändlichkeiten werde nicht lange mehr auf sich warten lassen.

Am selbigen Tage wagten die Pariser einen ihrer verfehlten Ausfälle, den Russell von St. Germain aus vortrefflich beobachten konnte. Ducrot befehligte ihn, und der Ausgang ist bekannt. Interessant aber war es, die vielen Tausende von Franzosen zu belauschen, die sich als Zuschauer auf der Terrasse von St. Germain und anderen höher gelegenen Punkten eingefunden hatten. Interessant schon deßhalb, weil es Tausenden von bürgerlichen Menschen selten gestattet ist, eine größere Action in ungefährdeter Stellung zu überblicken, noch weit mehr

aber dadurch, weil jeder der Zuschauer in diesem Falle tief erregt war und den Deutschen alles erdenkliche Unglück an den Hals wünschte. Natürlich waren sie allesammt überzeugt, daß die Stunde der Befreiung und Rache endlich geschlagen habe, und in diesem Sinne äußerten sie sich denn auch überaus feurig, so lange ihnen kein deutscher Soldat nahe trat, in welchem letzteren Falle sie plötzlich stumm wurden. Als Ducrot's Colonnen unverrichteter Sache gegen den Mont Valérien retirirten, zogen auch sie davon, langsam, schweigend, betrübten Herzens und abermals um eine Hoffnung ärmer, die wahrscheinlich am nächsten Tage unter einer neuen Gestalt in ihnen aufflackerte.

Je stiller das Auditorium geworden, desto lebhafter wurden die handelnden Personen, nämlich die deutschen Officiere, die in St. Germain standen. Der berühmte Restaurant daselbst, Monsieur Barbot, hatte einen guten Tag, und die Champagnerkorke flogen um die Wette. Nebenbei bemerkt, hatte aber weder dieser noch irgend ein anderer Ausfall der Pariser dem Appetit und dem Humor der Deutschen merklichen Eintrag gethan. Bei Monsieur Barbot ging es jederzeit fidel her; die deutschen Einfälle waren dort ungleich besser als die französischen Ausfälle, und daß er den Feinden de la patrie seine kunstvollsten Schüsseln und leckersten Weine vor-

setzte, während unten zu seinen Füßen die Vertheidiger de la patrie an dummem Eselsfleisch und mageren Rattenschwänzen nagten, schien sein patriotisches Herz nicht weiter zu bekümmern. Wahrscheinlich tröstete auch er sich mit der zukünftigen vengeance, gar nicht zu reden von der Rache, die er aus seinen gegenwärtigen Rechnungen schöpfte.

Im Uebrigen hatte der Aufenthalt in St. Germain auch unangenehme Seiten. Russell, der zuweilen dort sein Nachtquartier aufschlug (nicht sowohl aus militärischen Gründen, sondern weil er, wie mir scheint, ein faible für Monsieur Barbot's Küche besaß), lag einmal lesend im Bette, als die Thür seiner Stube aufgerissen wurde und ein Officier von der Garde-Landwehr hereinstürmte.

„Löschen Sie Ihr Licht aus, Herr!" rief er.

„Aber Sie sehen ja, daß ich lese!"

„Lesen Sie in Gottes Namen weiter, aber löschen Sie Ihr Licht aus oder schließen Sie zum mindesten künftig Ihre Fensterläden. Vom Valérien kann man die Lichter hier herum sehen, und mit den Lichtern werden Signale gegeben. Unten stehen zwei Posten mit strengen Befehlen. Nehmen Sie Ihren Kopf in Acht, Herr!"

Russell, dem alle seine Glieder, folglich auch sein Kopf, ans Herz gewachsen sind, verwandte fortan auf

die Nichtbeleuchtung seiner Stube gewissenhafte Aufmerksamkeit, voll heimlichen Neides gegen alle übrigen Menschen Europas, die mit ihren Nachtlichtern nach Belieben schalten konnten.

Bei weitem mißlicher noch war die Schwierigkeit der Postverbindung zwischen Versailles und der übrigen Welt. Briefe nach England mußten, mit Ausnahme der Regierungsdepeschen allenfalls, vermittelst der Feldpost von Versailles zurück bis nach Sedan gefördert werden, um von dort durch Belgien über Ostende nach England zu gelangen. Die Franctireurs machten es überdies nothwendig, daß die Feldpost die Nacht über rastete, so daß Briefe vier bis fünf Tage Zeit brauchten, um an die belgische Grenze zu gelangen, und weitere zwei bis drei Tage, um Dover zu erreichen.

Ab und zu gelang es unserm Freunde Russell allerdings, sein Bündel Neuigkeiten für die Times einem Cabinetscourier oder einem unternehmenden Privatmanne mitzugeben, der den Versuch machen wollte, den Weg nach London in kürzerer Zeit zurückzulegen; doch gehörten solche Gelegenheiten nur zu den Ausnahmen von der Regel. Daß seine Mittheilungen, oder die von Zeitungsberichterstattern überhaupt, dem deutschen Heere irgendwie Nachtheil hätten zufügen können, war eine höchst unbegründete Voraussetzung. Die Herren wußten

ja im Ganzen selber nicht viel, und daß ihre Berichte nicht sobald nach Paris hinein gelangten, dafür sorgte die Belagerungs-Armee.

Am 23. October schreibt Russell: Das Bombardement von Paris ist festbeschlossene Sache. Der Kronprinz, sagt man, sträube sich dagegen, theils weil er eine solche Maßregel für überflüssig halte, theils auch, weil er in deren Wirkung, wegen der großen Distanzen, Zweifel setze. Unter den Militärbehörden herrscht ebenfalls, wie verlautet, über diesen Punkt große Meinungsverschiedenheit. Die Armee aber und die Soldaten? Nachdem sie nun schon Wochen lang dem Hagel der Geschütze aus den französischen Forts ausgesetzt sind, ist es sehr begreiflich, daß sie diesem vermittelst eines Bombardements nachdrücklich antworten möchten. Die Bewohner von Versailles sehen mit Bestürzung das tägliche Anwachsen des Belagerungsparks. Es ist dies ein neuer Zuwachs zu ihren Schmerzen, deren sie ohnedies genug zu tragen haben. Hier leben gar viele alte Officiere, die bisher auf ihre Pension angewiesen waren und gegenwärtig vollständige Bettler sind. Da alle unter dem Schutze des Staates stehenden Pfandhäuser geschlossen sind, fehlt diesen armen Leuten selbst das Mittel, ihre kleinen Habseligkeiten in diesen zu versetzen, und in der Noth müssen sie sich entschließen, sie an die kleinen Juweliere

der Stadt zu verkaufen. Um welchen Preis und mit welchem Herzeleid, das mag der liebe Gott wissen.

Am 26. October war Moltke's Geburtstag und im Hotel des Reservoirs ging es heiter zu, da der Kronprinz mit seinem ganzen Stabe zu Ehren des greisen Strategen dort Tafel hielt. Dieser selbst war gesprächiger als sonst und sichtbar gerührt, wie der Kronprinz in warmen Worten seine Gesundheit ausbrachte. „Es sind heute vierundsechzig Jahre" — bemerkt Russell — „seit dem Tage, an dem Napoleon vor Berlin hielt, um am nächstfolgenden Tage mit seiner Armee dort einzuziehen. Heute stehen die Deutschen vor Paris, und während sie festlich tafeln, kommt die Nachricht, daß die Tage von Metz gezählt seien."

Zwei Tage später und die Capitulation der Festung war vollendete Thatsache.

31. October. Die ungeheuren Anstrengungen, welche fortwährend von den Parisern gemacht werden, um die Festungswerke des Valérien zu vollenden, bekräftigen den Glauben, daß die Franzosen sich zum Widerstande gegen eine regelmäßige Belagerung vorbereiten. Man sieht — so schreibt Russell — eine Masse von Arbeitern Tag und Nacht beschäftigt, den Grund zu neuen Redouten zu legen. Um sich vor Ueberfällen zu schützen, benutzen sie häufig elektrisches Licht, aber von deutscher Seite wird

unter Sturm und Regen nicht minder eifrig gearbeitet, um in den Besitz eines der detachirten Forts zu gelangen. Ist dieses erst erreicht, dann werden die wahren Schrecken der Belagerung erst beginnen und der Muth der Belagerten durch ein Bombardement hart auf die Probe gestellt werden. Manche glauben allerdings, daß die Verzögerung des Angriffs ihren Grund in schwebenden Friedensunterhandlungen habe; der wahre Grund jedoch liegt einfach in den Transportschwierigkeiten. Vor allem muß die Armee verproviantirt sein, und erst wenn dies geschehen, werden die verfügbaren Verkehrsmittel zur Herbeischaffung des Belagerungsparks und der dazu gehörigen Geschosse verwendet. Bedenkt man, wie viele der Letzteren aufgestapelt werden müssen, bevor auch nur der Versuch zu einem wirksamen Bombardement gemacht werden kann, so wird man einen annähernden Begriff von den Schwierigkeiten erhalten, die von deutscher Seite zu überwinden sind.

Am 31. October war Thiers wieder zur Stelle, um wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln.

Ein traurigerer Aufenthalt — so lautet eine der Tagebuchnotizen vom 2. November — als dieser Versailler läßt sich für Thiers kaum denken. Er, der mit solcher Begeisterung die Waffenthaten des französischen Heeres geschildert, verweilt jetzt als Bittender in der

Stadt von Louis le Grand, beinahe im Schatten des Tempels, den dieser à toutes les gloires de la France errichtet, in einem Hotel, das einer preußischen Caserne gleicht. In einer geräumigen Stube, deren Tische mit Papieren und Berechnungen über die Verproviantirung von Paris vollgefüllt sind, sitzt dieser alte, schwächliche Mann schon bei Tagesgrauen, arbeitet mit seinem getreuen Secretär, dem jüngern Rémusat, und bereitet sich vor für Besprechungen mit dem deutschen Kanzler. Ueber und unter ihm, in sämmtlichen Stuben und Gängen rasseln die Säbel, klingen die Sporen der siegreichen deutschen Prinzen, Generale und Officiere. Ihr fröhlicher Lärm beim Mahle dringt hinauf in seine Stube, und begiebt er sich an das Fenster, dann erblickt sein Auge fremde Gestalten in fremden Uniformen, vernimmt sein Ohr das Grollen der Geschütze rings um das belagerte Paris. Um die Mittagsstunde steigt er die Treppe hinab, schlüpft in ein kleines, neben dem großen Speisesaal gelegenes Cabinet, um daselbst mit drei oder vier Freunden zu frühstücken, aber er kann doch weder hinein noch heraus, ohne an deutschen Officieren anzustreifen. Für seinen täglichen Spaziergang wählt er die abgelegensten Wege, und wenn ihm Officiersgruppen begegnen, sucht er vor ihren Blicken Deckung hinter einem Baume der breiten Zufahrten. Vor dem Diner schläft er in seinem Lehn-

stuhl meist ein bis zwei Stunden. Von den Deutschen wird er wenig beachtet, und wie er so dahinschleicht zwischen Gruppen hochstämmiger, gewaffneter Teutonen, erscheint er als eigenthümlicher Vertreter jener kriegslustigen Race, deren militärische Passionen er so oft angefeuert und vergöttert hat. Seit dem 30. October weilt er in Versailles, ohne daß seine Bemühungen bisher Erfolg gehabt hätten (steift er sich doch fortwährend darauf, daß Paris während des Waffenstillstandes sich von Neuem verproviantiren dürfe). „Wenn ich mit leeren Händen von hier abziehe" — so äußerte er sich wiederholt — „ziehe ich mich zu meiner Familie zurück und warte ruhig das Ende ab, das nicht mehr weit sein kann," — oder auch — „und warte ruhig den weitern Verlauf der Ereignisse ab."

Auch sonst fehlte es im Hauptquartier nicht an diplomatischen und undiplomatischen Vermittlern. Die meisten derselben waren unberufen und manche darunter kamen mit den allerabenteuerlichsten Vorschlägen angerückt. Wie viel Zeit dadurch dem Kanzler unnützer Weise geraubt wurde, mag er selber, und außer ihm nur seine getreuen Secretäre, wissen.

Zu den unberufenen Diplomaten gesellten sich später die Philanthropen männlichen und weiblichen Geschlechtes, welche mündlich und brieflich fromme Vorschläge machten

und fromme Bitten einreichten, damit dem bedrängten Paris zum mindesten die Schrecken des Bombardements erspart würden.

Heute — so schreibt Russell am 9. November — erhielt ich aus dem Kanzleramte einen sonderbaren Brief, den ein Soldat gegen Empfangsbestätigung in meiner Wohnung abzugeben hatte. Er war durch Vermittelung der preußischen Gesandtschaft von London angekommen, und im Couvert stak eine „Adresse an die Pariser", die von rührender Begeisterung dictirt, aber in höchst überspanntem Stil abgefaßt war. Der Verfasser, oder sagen wir es lieber gleich heraus, die Verfasserin, erzählte darin eine Vision, die sie bei ihrem letzten Besuche in Paris zur Zeit der letzten großen Pariser Ausstellung gehabt hatte: die Straßen der Stadt überschwemmt von Blut und erleuchtet von brennenden Häusern, die von Männern in ausländischen Uniformen bis auf den Grund zerstört wurden. Solches Schicksal stehe Paris durch die Preußen bevor und deßhalb flehe sie die Pariser an, Frieden zu machen, bevor es zu spät sei, und ihr Ohr zu verschließen fremdgeborenen Abenteuern — Italienern, wie Gambetta — und andere, die eine so gräßliche Katastrophe heraufbeschwören.

Dieser Aufruf war von einem, „Alethea" gezeichneten und an mich gerichteten Briefe begleitet, in dem ich (als

ob es das leichteste Ding von der Welt wäre) ersucht wurde, den betreffenden Aufruf in zahlreichen Exemplaren drucken und in Paris verbreiten zu lassen. Ich schickte das Document dem Kanzler und empfing hierauf ein Schreiben von Herrn Abeken, in welchem er mir mittheilte, daß der Kanzler den rührenden Aufruf gelesen habe, ihn aber nicht nach Paris befördern könne, woselbst er, seiner Ansicht nach, wenig Beachtung finden dürfte.

Dies eine Beispiel wird wohl genügen, um zu zeigen, wie viel dem Kanzler, abgesehen von seinen Amtspflichten, noch von anderen Seiten zugemuthet wurde.

Am 11. November erhielt die Bevölkerung von Versailles einen zeitweiligen Zuwachs von ungefähr 120 Köpfen, durchwegs englischen Männern, Frauen und Kindern, die durch Vermittelung der britischen Gesandtschaft aus Paris hinausbefördert worden waren. Besonders anziehend — so schreibt Russell — waren diese britischen Auswanderer gerade nicht. Wohl befanden sich unter ihnen mehrere anständig aussehende Leute, nebst einigen wenigen Ladies und Gentlemen, das Gros dagegen war etwas falstaffischer Natur. Mr. Washburne, der amerikanische Gesandte in Paris, hatte sich gegen die Engländer daselbst die ganze Zeit über sehr zuvorkommend benommen; mit der Unterbringung der englischen Flücht-

linge in Versailles aber hatte es seine Schwierigkeiten und man war allseitig froh, als sie nach ihrer Heimath expedirt werden konnten.

Am selbigen Tage kamen Depeschen aus dem Süden, woselbst v. d. Tann eine Schlappe erlitten hatte und offenbar im Gedränge war. „46 Officiere!" rief der Kronprinz, als General Blumenthal ihm nach aufgehobener Tafel die betreffenden Berichte vorlas, „und 700 Mann! Das ist hart! Aber am Ende, meine Herren, ist es doch nur ein kleiner Schlag, der sich bald zum Bessern wenden wird." Der Stab legt dem Unfalle keine große Bedeutung zu, bedauert zumeist den Verlust an Material und meint, daß v. d. Tann „zu langsam" gewesen sei.

Schon am nächsten Tage trafen beruhigende Berichte über Letzteren ein. Er hatte, vom Feinde unbelästigt, Toury erreicht, woselbst sich eine Infanterie- und Cavalleriedivision ihm anschloß und er seine Vereinigung mit dem Großherzog von Mecklenburg bewerkstelligen konnte. Der Stab des kronprinzlichen Hauptquartiers hatte alle Hände voll zu thun, da der Kronprinz die Oberleitung über die großherzogliche Armee beibehielt und der telegraphische Depeschenwechsel ein ununterbrochener war. Doch konnte jeder aus den Blicken der Stabsofficiere lesen, daß auch im Süden alles schon besser stehe und die Aussichten

der Franzosen auch dort verzweifelt schlecht ständen. In wenigen Tagen dürfte in der That auch ihre letzte Hoffnung verschwunden sein, da Prinz Friedrich Karl mit dem dritten, neunten und zehnten Armee-Corps gegen Orleans rückt und seine Cavallerie schon nach zwei Tagen in Fontainebleau sichtbar sein wird.

Am 13. November notirt Russell, dem es endlich gelungen war, ein sehr elegantes Quartier auf dem Place Hôche zu miethen, seine Verwunderung über das viele Silbergeschirr auf, welches von den Besitzern zurückgelassen und von den deutschen Soldaten unangetastet geblieben war. Französischen, russischen und auch englischen Soldaten gegenüber wäre dergleichen ein Wagniß, schreibt er, aber die deutsche Ehrlichkeit sei so groß, daß ihr selbst die Franzosen zuweilen die gebührende Anerkennung nicht vorenthalten können. Auch ihr Betragen gegen das zarte Geschlecht sei tadellos, und eine französische Dame habe, obwohl ihr die Deutschen tief verhaßt waren, versichert, daß sie sich im Abenddunkel mitten unter diesen viel sicherer fühle, als sie sich inmitten einer Garnison ihrer Landsleute fühlen würde.

Am selbigen Abend erzählte der Kronprinz bei der Tafel ein Heldenstückchen eines Officiers, das ihm viel Spaß zu machen schien, und da ich nicht gewiß bin, ob

es seiner Zeit in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, so mag es hier ein Plätzchen finden.

Lieutenant Hoffmann vom K. Grenadier-Regiment (Russell meint wahrscheinlich das erste westpreußische Grenadier-Regiment Nr. 6) — so ungefähr lautete des Kronprinzen Erzählung — sprach vor einigen Tagen bei Tische von verschiedenen Dingen, die er in Front seiner Vorposten, nahe bei St. Cloud, zu beobachten Gelegenheit gehabt, woselbst zwischen den deutschen und französischen Linien noch immer einige Häuser bewohnt sind, deren Insassen unbehelligt in Paris ein- und ausgehen. „Ich wollte" — hatte ich damals scherzhaft gesagt — „Sie könnten uns von diesen Leuten eine Pariser Zeitung neueren Datums verschaffen." Hoffmann erwiderte darauf kein Wort, aber als er am nächsten Abend dort Dienst hatte, schlich er mitten durch die Schildwachen hindurch nach einem jener Häuser, in dem er Licht erblickte, bis auf wenige Hundert Schritte an den Valérien hinan. Zwei seiner Leute, die er mitgenommen, postirte er vor die Hausthür. An diese klopfte er leise, und als sie durch eine Magd geöffnet wurde, schritt er ohne Weiteres in die Stube des Erdgeschosses, in der er den Bewohner des Hauses, einen Engländer, gerade bei Tische fand. Der Anblick des Preußen, der einen Revolver in der Hand hielt, mag den Insassen einigermaßen erschreckt

haben, Hoffmann jedoch beruhigte ihn mit den Worten: „Ich verlange nur nach den neuesten Pariser Journalen. Lassen Sie mich rasch einige haben, und wenn Ihnen Ihr Dasein lieb ist, machen Sie keinen Lärm." Die gewünschten Blätter lagen in der Stube und wurden von Seiten Hoffmann's ruhig annectirt. Der Engländer aber erbat sich als Gegendienst nur das Eine von ihm, daß er ein paar Flaschen Wein mitnehme und ein paar andere zerbreche, damit er der nächsten Patrouille beweisen könne, daß die Preußen mit Gewalt bei ihm eingedrungen seien.

Am 16. November gelangte die große Neuigkeit nach Versailles, daß Rußland erklärt habe, sich nicht länger durch den Vertrag von 1856 gebunden zu betrachten, und vier Tage später traf Odo Russell in einer, diesen Gegenstand betreffenden diplomatischen Sendung von London ein. Da er zufällig in demselben Hause einquartiert wurde, in dem sein Namensvetter, unser Times-Mann, seine Wirthschaft eingerichtet hatte, gab es von da an der Verwechselungen viele zwischen beiden, und wenn William nicht zuweilen statt Odo's zu Bismarck ging, so geschah es zum Theil schon deßhalb, weil es sich dazumal für einen Engländer keineswegs angenehm mit dem Kanzler conferiren ließ und er an der letzten Begegnung genug haben mochte. Anderweitige Verwechse-

lungen Beider waren harmlos und verzeihlich. Schrieb doch der Pariser „Gaulois“, dieser Ausbund alles Wissens und Charakters, lange nach der Belagerung von Paris durch die Deutschen und lange nach dem Ende der Commune, „daß Lord Granville den wegen seines Franzosenhasses berüchtigten Times-Correspondenten Russell als Botschafter nach Berlin geschickt, dagegen den Lord Loftus, der mit einer Tochter Clarendon's verheirathet und Frankreich wohlgesinnt sei, nach Petersburg versetzt habe.“ O Gaulois! O Gaulois! So viele Unrichtigkeiten in so wenig Worten.

Odo Russell war während der ersten Tage seines Aufenthalts in Versailles nicht angenehm gebettet. An einer schweren Erkältung leidend, wurde er um 11 Uhr Nachts aus dem Bette getrommelt und zum Grafen Bismarck beschieden, der ihn während des Tages nicht hatte empfangen können und dafür bis spät nach Mitternacht bei sich behielt. Da überdies Englands anfängliche Haltung gegenüber der russischen Vertragskündigung höchst bärbeißig aussah und England wegen des leidigen Kohlenhandels beim gesammten Deutschland in üblem Geruch stand, waren die ersten Besprechungen Odo Russell's mit Bismarck nicht die allerangenehmsten, obwohl dieser jenem dabei vortreffliche Cigarren zu rauchen gab. Allmählich erst gestalteten sich die gegenseitigen Beziehungen freund-

licher und Odo Russell's Liebenswürdigkeit gewann ihm in den hohen Kreisen des königlichen Hauptquartiers viele Freunde, die er sich wohl bis auf den heutigen Tag bewahrt haben wird. Auf alle Fälle bahnte seine damalige Mission den Weg zu seinem nachmaligen Botschafterposten in Berlin.

Unmittelbar nach seiner Ankunft fühlten sämmtliche in Versailles weilende Engländer sich gewaltig gehoben und auch die Herren im Hauptquartier begegneten ihnen mit größerer Achtung. Hieß es doch, daß England, nöthigenfalls allein, den Pariser Tractat gegen Rußland mit den Waffen in der Hand vertheidigen wolle. Solcher Energie hatte sich von dem Gladstone'schen Cabinet kein Mensch versehen. Als jedoch schon nach wenigen Tagen Granville wieder abrüstete, war es mit der Gehobenheit der Engländer zu Ende und in schuldiger Bescheidenheit tranken sie nach wie vor inmitten ihrer teutonischen Stammesbrüder die Weine, die von den Ufern des geretteten Rheines und der herrlichen Garonne in das Hotel des Reservoirs flossen.

Graf Bismarck hatte von Anfang an schwerlich an die englische Kriegsbereitschaft geglaubt, und während er Odo Russell gegenüber die Versicherung wiederholte, daß die russische Vertragskündigung ihn nicht um ein Haar

weniger als Lord Granville überrascht habe, da ihm darüber früher von Petersburg keine Andeutung zugekommen sei, hielt er unverrückt an der Ansicht fest, daß diese Frage am besten durch eine Conferenz gelöst werden würde. In diesem Sinne äußerte er sich auch gegen Russell, ohne Zweifel, damit dieser die Times davon verständige. Und zwar that er dies in so eigenthümlicher Art, daß wir den Doctor selber erzählen lassen wollen.

Es war am 21. November. Beim Könige hatte eben große Tafel stattgefunden, zu der ausnahmsweise auch er befohlen worden war (sie galt dem Geburtstage der Kronprinzessin und er war der einzige bürgerlich Befrackte unter den vielen glänzenden Uniformen). Die Gesellschaft trennte sich früh, denn es wurde beim Könige nicht geraucht und dieser arbeitete noch nach Tisch. Am Fuße der Treppe warfen die Herren ihre Mäntel um, denn es war eine unwirthbare naßkalte Nacht, und unter ihnen befand sich auch Graf Bismarck, der auf seinen Mantel wartete und sich eben eine Cigarre angesteckt hatte. Da Russell gerade hinter ihm zu stehen kam, benutzte er den Augenblick, um ihm einen Wink über die durch Gortschakow angeregte Angelegenheit zu ertheilen.

„Die ganze Frage" — dies waren seine Worte —

„läßt sich durch ein halb Dutzend um einen Tisch sitzender vernünftiger Menschen, die sie ruhig erörtern, zum Austrag bringen. Meine Absicht ist, eine Conferenz vorzuschlagen. In einer Conferenz steckt die Lösung und sie muß zum Guten führen. Wo sie zusammenkomme, ist mir gleichgültig. Meinetwegen in Paris. Aber auch London, Petersburg oder selbst Konstantinopel würden passen — ich meinerseits würde gegen keine dieser Städte Einwand erheben."

In diesem Augenblicke wurde sein mit russischem Zobel gefütterter Mantel herbeigebracht, und indem er ihn umhing, sagte er mit grimmigem Lächeln: „Dies ist keine Frage, die böses Blut oder Krieg, oder eine gereizte Sprache veranlassen darf. Wir müssen sie in Ruhe erledigen. Mein Wunsch ist es ganz sicherlich nicht, Europa so eingehüllt zu sehen, wie ich eben bin." Und als er dies sagte, zog er den Kragen seines russischen Zobelpelzes über die Ohren hinauf, stieg in seinen Wagen und fuhr nach Hause.

Wie sehr der Kanzler Recht behielt, ist bekannt. Der britische Löwe zog nach vierundzwanzigstündigem Gebrüll den Schwanz wieder ein; Odo Russell aber blieb als Vertreter Englands in Versailles, rauchte noch manche Cigarre mit dem furchtbaren Kanzler, verzehrte

13*

noch viele große und kleine Diners, wurde vom Könige und vom Kronprinzen jederzeit überaus liebenswürdig behandelt, langweilte sich jedoch stellenweise nicht minder als die Anderen und war herzlich froh, wie er wieder englischen Boden unter sich fühlte.

Zwölftes Capitel.

(Weihnachten und Neujahr in Versailles. Proclamirung König Wilhelm's zum deutschen Kaiser. Beschreibung der Scene. Die Zeit vom 18. Januar bis zum 1. März. Einzug der siegreichen deutschen Truppen in Paris. Wie es möglich war, daß eine ausführliche Beschreibung desselben schon am nächsten Morgen in der Times erscheinen konnte. Abzug der Deutschen aus Versailles und Einzug der Franzosen in dasselbe.)

Das große Kriegsdrama nähert sich dem Ende und mit ihm die Aufgabe, die Russell übernommen hatte.

Wenn sein Tagebuch nur von dem erzählt, was er selber im Gefolge des Kronprinzen gesehen und erlebt, wenn er in ihm nur höchst selten einen Seitenblick wirft auf die anderen gleichzeitigen großen Kriegsereignisse im Norden und Süden Frankreichs, wenn er sich einzelne Ungenauigkeiten zu Schulden kommen läßt und das eigene Ich nie aus den Augen verliert, so darf man ihm deßhalb billigerweise keinen Vorwurf machen. Es sind eben nur lose, unter dem jeweiligen Eindrucke des Augenblicks geschriebene Tagebuchblätter, die keinen Anspruch auf fehlerfreie, parteilose Darstellung erheben und deren

Reiz, abgesehen von der Lebhaftigkeit der Schilderungen, nicht im geringsten darin besteht, daß der Verfasser seinen subjectiven Empfindungen niemals Zwang anthut, sie auch nicht durch nachhinkende Objectivität dem correcten Gedankenstandpunkte anzupassen versucht. Er erzählt ohne viel Brimborium ehrlich, was er gesehen, gehört, gegessen, getrunken und empfunden hat. Fehlt seinen Schilderungen die künstlerische Abrundung, so empfehlen sie sich dagegen durch schmucklose Einfachheit.

In Versailles war, wie schon früher bemerkt worden war, ihm sowohl wie allen anderen Zeitungsbericht-erstattern der Stoff überaus kärglich zugemessen. Der Monat November verstrich, ohne daß das belagerte Paris sich ergeben hätte, und was die wenigsten für möglich gehalten hatten, auch das Weihnachtsfest mußten die deutschen Truppen vor den Thoren der spröden Schönen feiern, inmitten böser Schneewehen, fern von der Heimath, nach der sie sich mächtig sehnten, angesichts eines Feindes, der unmöglich mehr lange leben konnte, aber noch immer nicht sterben wollte.

Trotzdem wurde das Fest so heiter begangen, wie die Umstände es nur immer gestatten wollten. In manchem deutschen Quartier, ja sogar auf einzelnen, feindlichen Ueberfällen fortwährend ausgesetzten Vorposten brannten schmucke Christbäumchen, während die englische Colonie

sich bei einem solide angelegten Mittagsmahl zusammenfand, dem der obligate Plumpudding nicht fehlte. Daß er diesmal nicht orthodox englisch, sondern à la française zubereitet war, that der Stimmung weiter keinen Eintrag.

Auch der Neujahrstag stellte sich, trotz der grausen Zeiten, regelmäßig wie sonst, am 1. Januar ein. Man tafelte und stattete einander Gratulationsbesuche ab wie im tiefsten Frieden, aber der Thermometerstand war ein unbehaglich niedriger, dagegen der Krankheitsstand ein unliebsam hoher.

Der König sammt dem Kronprinzen und allen hohen Herren wohnte dem Neujahrsgottesdienste in der Schloßkapelle bei. Hierauf war große Parade auf dem Place d'Armes, bei welcher Se. Majestät eine Anzahl eiserner Kreuze vertheilte und eine Ansprache an die Truppen hielt. Die französischen Geschütze im Hintergrunde lieferten zu dieser wie zur Weihnachtsfeier dumpfgrollende, musikalische Begleitung.

Vorpostenkämpfe, vereinzelte kleine Ausfälle und Einführung der Belagerungsgeschütze, untermischt mit allerlei Gerüchten über Friedensverhandlungen und haarsträubenden Berichten über die Noth der Belagerten, füllten die erste Hälfte des Monats Januar aus. Ein großes, epochemachendes Ereigniß aber trat erst am 18. Januar

wieder ein, dem ewig denkwürdigen Tage, an dem die versammelten deutschen Fürsten den greisen König zum deutschen Kaiser ausriefen, im Angesichte von Paris und inmitten des zu Tode getroffenen Frankreichs, dessen Schwert und Politik von jeher gegen die Einigung Deutschlands gerichtet waren.

Hofrath Schneider — so erzählt Russell — der Vorleser des Königs, den er wahrhaft anbetet und von dessen Tugenden er nie genug erzählen kann, versprach mir ein Plätzchen bei der Ceremonie zu verschaffen und hielt getreulich Wort. Da mein schwarzer Frack nicht in die militärische Pracht hineingepaßt hätte, warf ich mich in die einzige, mir zu Gebote stehende Uniform, nämlich in die eines Deputy-Lieutenants (was sich allenfalls mit Vice-Grafschafts-Vorsteher übersetzen ließe), in der ich jedoch, nach dem Ausspruch aller meiner deutschen Freunde, einem herrschaftlichen Jäger viel ähnlicher sah, als einem Kriegsmanne. Auch der Kronprinz, an dem ich vorbeifuhr, konnte bei meinem Anblick ein Lächeln nicht unterdrücken; dagegen war nun einmal nicht anzukämpfen.

Es war ein kalter, nebelschauriger Tag, die Grande Avenue de Paris mit Truppen zu Fuß und zu Pferde eingefaßt, der Place de la Cour mit Bataillonen in Colonnen gefüllt, auf der Kuppelspitze die Flagge der Hohenzollern, Soldaten überall und ein Gesumme vieler

Stimmen, das nur durch Säbelgerassel und Sporengeklirr unterbrochen wurde. Mein freundlicher Begleiter führte mich durch eine Seitenthür im rechten Flügel des Palastes durch den „Saal der Garden", durch das „Vorzimmer der Königin", den „Salon der Königin" und das „Gemach der Königin", welche sämmtlich mit deutschen Uniformen gefüllt waren, bis in den großen Spiegelsaal, in dem die Ceremonie stattfinden sollte. Dieser Saal war eigens der Verherrlichung Ludwig's XIV. geweiht gewesen; aber all' die reichen Vergoldungen, Spiegel und allegorischen Gemälde dienten jetzt als Rahmen nicht für die französische Gloire, sondern für die gewaffneten Krieger Deutschlands und lutherischen Geistlichen in schwarzen Gewändern.

Von meinem Standpunkte aus konnte ich Alles vortrefflich übersehen.

Mit dem Glockenschlage Zwölf verkünden Jubelrufe unten im Hofe die Ankunft des greisen Königs. Dann wird es einen Moment stille, worauf unter feierlichem Choralgesange König Wilhelm, den Helm in der Hand, in voller Generalsuniform langsam den Saal durchschreitet, sich gegen die Geistlichkeit, welche vor dem improvisirten Altare Stellung genommen, verbeugt, sich dann auf den für ihn bestimmten Platz begiebt und, seinen starken, weißen Schnurrbart streichend, die ganze

Scene überblickt. Gerade über seinem Kopfe befindet sich ein riesiges allegorisches Gemälde des „Grand Monarque“ mit der Inschrift „Le Roy gouverne par luy-même“; zur Rechten und Linken allegorische Bilder desselben vielbelobten perrückenstarken Potentaten, der — wie die Unterschrift besagt — das gethan haben soll, was König Wilhelm wirklich gethan: „l’ordre rétabli dans les finances“ und „construction de la flotte.“ Schade, daß der „Grand Monarque“ den Humor der Scene nicht mit genießen konnte.

Zur Rechten des Königs stand der Kronprinz in Feldmarschallsuniform, und rechts und links hatten die großen Führer, mit deren Hülfe es so weit gekommen war, ihren Standpunkt. Abseits von ihnen, auf der äußersten Linken des Halbbogens, dessen Mittelpunkt der König bildete, befand sich der riesige Graf, der sich von seinem Schmerzenslager aufgerafft hatte, um der Feier beizuwohnen, an der er doch auch seinen Theil hatte. Bleichen Angesichtes, eine Hand an den Schwertgriff gelegt, schaute er fast ununterbrochen auf den Kronprinzen hinüber, der in edler, zwangloser Haltung mit beiden Händen das vor sich hingestellte Schwert am Knaufe festhielt und den Blick des Kanzlers kaum für einen Augenblick erwiederte. Mir schien es, als ob er in tiefe Gedanken versunken wäre.

Es wurden Psalmen abgesungen, Gebete wurden gesagt, und auch eine Gelegenheitspredigt fand statt. Dann begrüßten die Anwesenden, alle unter dem Schwenken ihrer Helme und Schwerter mit begeistertem Rufe den König Wilhelm als deutschen Kaiser. Thränenfeuchten Auges nahm dieser die Glückwünsche der Fürsten und seiner Getreuen entgegen und damit war die Feier zu Ende, nicht aber die Festlichkeiten des Tages, denn es war Ordensfest und gar fröhlich wurde getafelt bis spät in die Nacht hinein.

Am 21. Januar suchten die Belagerten einen Waffenstillstand nach, um ihre Todten zu begraben. Graf Moltke verweigerte zwar dessen förmlichen Abschluß, versprach jedoch, daß auf die Todtengräber nicht gefeuert werden solle. Der Officier, der als Parlamentär von Paris gekommen war, wollte der Mittheilung über die Niederlagen von Chanzy und Faidherbes nicht trauen, er glaubte vielmehr, oder stellte sich als glaubte er, daß letzterer gegen Paris vorrücke und nur noch wenige Meilen weit entfernt sei.

Am 23. Januar machte Jules Favre die letzten Anstrengungen, um günstigere Friedensbedingungen zu erlangen. Paris lag in seinen letzten Zügen, sein Ende stand offenbar nahe bevor, mit der Uebergabe des Valérien am 29. Januar war sein Schicksal besiegelt. Von da ab eröffnete sich ein lebhafter Verkehr zwischen Ver-

sailles und der Hauptstadt. Russell besuchte letztere zu wiederholten Malen und stattete bei einem dieser Ausflüge dem General Vinoy einen Besuch ab, bei welcher Gelegenheit letzterer ihm offen seine Besorgnisse vor Pöbelaufständen aussprach, wann erst die Deutschen abgezogen sein würden. Am 18. bedurfte es keiner Pässe mehr, um zwischen Versailles und Paris zu verkehren. Langsam begannen die Sieger ihre Lager ringsherum abzubrechen, behielten aber dabei doch eine starke Macht unter den Händen und hielten gewisse Truppenabtheilungen für den Einzug in die gefallene Stadt bereit. Vergebens bemühte sich Thiers noch im letzten Augenblicke das abzuwenden, was die Franzosen als eine Unbill, die Deutschen aber als das unbestreitbare Recht des Eroberers betrachteten.

Unter mannigfachen Vorbereitungen und Verhandlungen kam endlich der 1. März heran, für den der Einzug anberaumt war. Da man in England auf diesen ganz ungewöhnlich gespannt und von der Besorgniß nicht ganz frei war, daß die Pariser an ihm irgend einen tollen Streich wagen würden, hatte Russell gemeinsam mit einem andern Collegen von der Times, dem Capitän Brackenbury, außerordentliche Vorkehrungen getroffen, damit sein bezüglicher Bericht möglichst rasch nach London gelangen könne.

Durch Vermittelung des Hauses Rothschild — so berichtet er — sollte an der „Station du Nord" ein Extrazug für mich um 2½ Uhr Mittags nach Calais abgelassen werden, woselbst ein Extradampfer bereit gehalten wurde, um unsern Bericht nach Dover zu bringen. Nur auf diese Weise konnte er zeitig genug in den Händen der Times sein, um schon am nächsten Morgen von ihr veröffentlicht zu werden. Die Hauptschwierigkeit aber bestand nicht darin, dem Einzuge beizuwohnen, sondern aus den Reihen der Sieger in die Stadt hineinzugelangen, ohne von den Besiegten in Stücke gerissen zu werden. Pässe würden gegen die Wuth der Bevölkerung offenbar kein Schutz gewesen sein, so mußte ich mich denn auf gut Glück verlassen.

Zeitig am Morgen machten Brackenbury und ich uns zu Pferde von Versailles auf den Weg, gesellten uns den deutschen Colonnen zu, als sie oberhalb von St. Cloud die Seine überschritten, und eilten von da nach dem Boulogner Gehölze, um daselbst die Ankunft Kaiser Wilhelm's abzuwarten, welcher die einziehenden Truppen bei den Trümmern der Tribüne von Longchamps an sich vorüberziehen ließ. Nachdem ich auch diesem Schauspiel beigewohnt, ritt ich schnell gegen den großen Triumphbogen und erreichte diesen noch vor den Truppenmassen, die sich gegen ihn bewegten. Brackenbury blieb zurück,

um den einziehenden Truppen bis zum Place de la Concorde zu folgen und bei etwaigen Vorkommnissen auf dieser bedeutungsvollen Marschstrecke anwesend zu sein, während mir daran gelegen war, rasch das Innere der Stadt zu erreichen, meinen Bericht, so weit die Zeit es etwa noch erlaube, zu Papier zu bringen und die letzten Anstalten zu dessen Beförderung zu treffen.

In dem Abschwenken nach der Stadt lag, wie ich vorausgesehen hatte, die Hauptschwierigkeit der Situation. Da der an den Straßenecken zusammengedrängte Pöbel gesehen hatte, daß ich mit den Deutschen gekommen und von einigen der verhaßten Officiere angesprochen worden war, wollte er mich nirgend durchlassen. „Voilà un Prussien déguisé!“ „Voici un espion!“ „A bas les Prussiens!“ — — Mit solch wildem Geschrei wurde ich an verschiedenen, nach der Avenue de l'Impératrice führenden Straßen empfangen, durch die ich in das Innere der Stadt gelangen wollte. Vergebens sagte ich dem wüthenden Volke, daß ich ein Engländer sei, der Geschäfte bei der Gesandtschaft habe und zu dem Feinde weiter in keiner Beziehung stehe. „Non, il est Prussien.“ „Il est entré tout à l'heure avec les Prussiens“ — so scholl es aus dem Haufen zurück, untermischt mit argen Schimpf- und Drohworten.

Die französischen Officiere, welche mit ihren Truppen-

abtheilungen an allen Straßenecken Wache hielten, damit der Pöbel nicht in die Avenue vordringe, vermochten nicht, mir freien Durchzug zu verschaffen, warnten mich vielmehr eindringlich, dem Volke aus dem Wege zu gehen, wenn mir mein Leben werth sei. Mit solch' freundlichen Warnungen war aber weder mir noch der Times geholfen. Im Drange des Augenblickes machte ich einen letzten Versuch, der auch glücklich gelang, ritt durch eine offenstehende Hausflur der Avenue in den Hof des Gebäudes, stieg vom Pferde, überließ dieses seinem Schicksale und schlich mich zu Fuß an einer entfernteren Straßenecke mitten durch den Pöbel in die Stadt.

Im Hotel Chatham fand ich meinen Wagen angespannt und in Begleitung eines Freundes jagte ich durch die beinahe verödeten Straßen dem Nordbahnhofe zu. Um 2. 50 fuhr unser Zug ab und hielt erst in Boulogne stille. Dort dictirte ich meinem treuen Begleiter fleißig in die Feder, erreichte Calais um 9. 20, beförderte, was von meinem Berichte fertig war, an Bord des harrenden Dampfers, der sofort in See stach, und ergänzte, was ich nicht vollendet hatte, vermittelst des Telegraphen. Am darauffolgenden Abend war ich wieder in Paris zurück. Das, allerdings etwas kostspielige, Kunststück aber war vollständig gelungen und

die Times war ohne Zweifel das einzige Blatt der Welt, welches einen ausführlichen Bericht über den Einzug der deutschen Sieger in Paris schon am nächstdarauffolgenden Morgen veröffentlichen konnte.

Die Mission Russell's war zu Ende. Noch sah er am 10. März das kronprinzliche Hauptquartier aus Versailles abziehen, war auch zwei Tage später beim Einzug der Franzosen daselbst anwesend, dann kehrte er nach London zurück und sah Paris erst wieder, als es zum zweiten Mal erobert worden war — diesmal durch Thiers und die eigenen Landeskinder.

Druck von E. Pöschel & Co. in Leipzig.

Russell, William Howard,

William Russell's Kriegstagebuch

Leipzig 1874